UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Gesammelte Werke

Von dazumal. Cora und andere Erzählungen. Vom Strande

Kurz, Isolde

München, 1925

Cora und andere Erzählungen

urn:nbn:de:hbz:466:1-72322

Visual Library

Cora und andere Erzählungen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Cora

Willibald Moor war als der Sohn einer Witwe in dürftigen Glücksumständen aufgewachsen und behielt auch in der Universitätszeit etwas bläßliches, gedrücktes, wie eine Pflanze, der es an Sonne fehlt. Daher er sich nach abgelegter philologischer Staatsprüfung auf Zureden seiner Mutter entschloß, das kleine Legat, das ihm von entfernter Seite zugefallen war, zu einem Winteraufenthalt in Italien zu benützen und seine Gesundheit zu kräftigen, bevor er in ein Lehramt träte.

Da ihm die vornehmen Kurorte an der Riviera zu teuer waren, suchte er sich im Herbst ein kleines Fischerdorf in der Nähe von Pisa aus, wo er den Männern ihre Netze ziehen half und mit ihnen auf die See hinausruderte. Die übrige Zeit lag er an dem offenen sonnigen Strande, den ein hohes Gebirge gegen Norden deckte, auf der faulen Haut, sah in den blauen Himmel und hatte keinen höheren Ehrgeiz als seine bloßen Füße, an deren Weiße er sich schämte, in der noch immer kräftigen Sonne zu bräunen. Von welchem Geschäft er jedesmal einen Wolfshunger nach Hause brachte, den er wie die Eingeborenen an Fischsuppe und Polenta stillte.

Sonne und Seeluft taten ihr Amt und kochten den unausgebackenen Bücherwurm vollends gar, sie weiteten ihm den Brustkorb, stählten seine Muskeln, machten sein Denken leicht und alle seine Bewegungen frei und schwingend, daß das Frühjahr einen ganz veränderten Menschen fand. Aber mit Schrecken sah jetzt Willibald seine Mittel zur Neige gehen und den Tag heranrücken, der ihn

unabwendbar aus dem Lande forttreiben mußte, in dem er erst zu leben begonnen hatte. Zudem war ihm die Ahnung aufgestiegen, daß Italien eigentlich ein Sommerland sei, das erst im glühenden Julibrand seine Schönheit ganz enthüllen würde, und er klammerte sich mit allen Saugnäpfen seiner Wünsche an der südlichen Erde fest, um diesen Zauber noch zu erleben, bevor er auf immer in den Wust und Dust der Schulstube zurückkehrte.

Da kann Rat werden, sagte ihm sein Schulfreund Hagen, ein angehender Architekt, der zu Studienzwecken in Italien reiste. — Wenn du auf alles, aber auch rein auf alles gefaßt bist, so weiß ich dir einen paradiesischen Sommersitz. Ich kenne eine Familie in den toskanischen Hügeln, die einen Hauslehrer sucht, um ihren edlen Sprößling zur Aufnahmeprüfung für ein Knabeninstitut vorzubereiten. Geboten wird nichts als freier Aufenthalt, gefordert wird aber auch nicht allzuviel werden, denn an den Jungen ist doch nichts hinzubringen. Hältst du es aus, gut. Wenn nicht, so bleibt dir wenigstens, um mit Bismarck zu reden, ‚eine interessante Erinnerung auf deine alten Tage'.

Der Freund sprach es lachend, Willibald aber fragte:

Sind denn die Leute so unangenehm?

Im Gegenteil, es sind Prachtmenschen, jedes in seiner Art, nur daß sie sich den ganzen Tag kratzen und beißen. Die Frau ist Engländerin aus Kanada, jedoch mit einem weicheren deutschen Einschlag, der schuld ist, daß sie ihren Eheherrn nicht unterkriegt, obgleich das Vermögen von ihrer Seite stammt. Sie ist in ihrer Jugend eine Schönheit gewesen, die Tante Arabella — ich nenne sie Tante, obwohl es nur eine angeheiratete Verwandtschaft ist, denn sie kam als Mädchen ab und zu nach Deutschland und in mein elterliches Haus. Der Mann ist Vollblutitaliener mit den Vorzügen und Schwächen seines Stamms, und bedeutend klüger als seine Frau, die jedoch an Bildung über ihm steht. Seit den ersten Tagen ihrer Ehe führen die beiden Krieg miteinander. Daß er um ihretwillen die Uniform auszog und Landwirt wurde, ist

ein Lebensopfer, das er ihr nicht verzeihen kann. Sie trägt ihm nach, daß er für ländliche Schönheiten und dergleichen ein Auge hat. Und doch wollen beide nichts von Trennung wissen. Sie haben einen Jungen von neun bis zehn Jahren, ein böses Früchtchen. Er wird dir zu schaffen machen. Dann ist noch ein älteres Schwesterchen da, eine Halbwilde, die mit den abfallenden Brosamen deines Geistes genährt werden soll. Und ein Schreihals lag in den Windeln, als ich vor zwei Jahren zum letztenmal oben war. Nun kennst du sämtliche Glieder der Familie Corradi. Wenn du es wagen willst, kann ich gleich nach Miravalle, so heißt der schöne Landsitz, schreiben. Man hat sich nämlich an mich gewandt, weil man nur noch von einem Deutschen hofft, daß er die nötige Ausdauer für das Geschäft mitbringe.

Willibald griff mit beiden Händen zu. Während der Freund die Unterhandlung mit dem Haus Corradi führte, ließ er sich von seiner Mutter einen Haufen alter Schulbücher und einen Pack Wäsche schicken, und sobald das Ja gekommen war, brach er von seinem Fischernest auf, um den neuen Posten anzutreten.

Unterwegs gönnte er sich noch ein paar Tage in Florenz. Der scheidende Lenz schüttete eben seine letzten, berauschendsten Gaben über die Blumenstadt. Von allen Mauern schwankten rote und gelbe Rosenteppiche nieder, in den Gärten flammten die Granatblüten und der purpurne Oleander auf, Orangen und Magnolien überschwemmten alle Straßen mit Wohlgeruch, und der Duft der blühenden Linden erregte Schwindel.

Willibald wälzte sich im Genuß, aber als ein Schlemmer eigener Art. Er sättigte sich in den Kutscherkneipen an trippa (Kuttelfleck), trank dazu den billigsten Wein und rauchte die schlechteste Sorte Toscana. Aber er schlürfte statt des Mokkas Wohlgerüche, schlemmte in Farben, trank den blauen Äther, schluckte in der Eile ganze Galerien ein und wurde niemals satt.

Das war das Schönste, sagte er sich, als er aufbrechen mußte. Schöneres gibt es nicht. Das muß für Lebenszeit nachwirken,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

daß man nie mehr verarmen kann. Sehen wir jetzt, was uns auf der Villa Corradi erwartet.

Er packte seinen Rucksack, fuhr eine Stunde weit Arnoaufwärts, stieg dann aus, überschritt das Flüßchen Sieve und wanderte leichten Fußes in die Hügelwelt hinein. Erst ging es dem Lauf eines schnell fließenden Wässerleins entgegen, das sich der Sieve zu vereinigen strebte, dann über eine hochgeschwungene, altertümliche Brücke, wonach der Weg ihn zwischen Feldern rascher in die Höhe führte. Die Landleute waren eben bei der ersten Mahd; von den Wiesen leuchteten die bunten Kopftücher der Mähderinnen mit den Blumen um die Wette. Der Kuckuck rief aus seinen unbegreiflichen Räumen; aus dem schon hohen Weizen nickten die langen blaßroten Gladiolen, saphirfarbene Kornblumen glühten wie blaues Feuer daneben. Endlose Reihen verschnittener Ölbäume begleiteten den Wanderer und gewährten ihm, so oft er es begehrte, eine wohlige Schattenrast. Ein frühromanisches Kirchlein, von dunklen Zypressen umstanden, das ihm der Freund als Wegzeichen genannt hatte, setzte ihn nach der üppigen Pracht der florentinischen Renaissance durch die schlichte Notwendigkeit seiner Formen in neues Entzücken, so daß er es mit dilettantischer Hand in sein Skizzenbuch eintrug. Als dies gelungen war, meinte er ein ganzes Stück Italien in der Tasche zu haben, und stolz wie ein Eroberer, ein Eroberer mit dem Herzen, schritt er die Kehren hinan, die sich um üppig bepflanzte Hügel wanden und ihn an zypressenbeschatteten Parkeingängen, an massiven Bauerngehöften und mauernumfaßten Herrensitzen vorüber immer tiefer in die gesegneten Apenninenausläufer hineinführten, die man die Toskanischen Hügel nennt. Die Sonne sengte unerbittlich, Willibald zog den Rock aus und hängte ihn über den Rucksack her, der nun wie ein riesiger Buckel aussah. Die begegnenden Landleute, die nie einen Rucksack gesehen hatten, glotzten ihn verdutzt an, was er mit einem lachenden Gruß beantwortete. Er trug eine italienische Generalstabskarte bei sich, in die jeder Nebenweg eingetragen war,

und sein landeskundiger Freund hatte ihm noch zum Überfluß die Marschrichtung aufs genaueste vorgezeichnet. So gestattete er sich des öfteren, die staubige Fahrstraße zu verlassen und einen Fußweg durch die Felder zu nehmen, wobei ihn bald eine heimliche Brunnengrotte mit wildbewachsener Felsterrasse, bald an halbvertrocknetem Bach eine einsame Mühle fesselte, bis er die Entdeckung machte, daß die Zeichen am Weg nicht mehr mit denen auf dem Plane stimmten. Ein paar Stunden waren seit seinem Ausmarsch vergangen, die Sonne stand schon schräg, als er sich endlich doch entschließen mußte, an einem der zerstreuten Gehöfte zu klopfen und nach dem Wege zu fragen.

Man wies ihn das steinige Bett eines ganz schmalen ausgetrockneten Rinnsals hinauf, das eine mit stachligem Gebüsch bedeckte Halde durchschnitt, und oben fand sich der Wanderer zu seiner Freude wieder auf der Fahrstraße. Er sah über sich einen hohen weichgewölbten, ganz grünen Hügel mit prachtvollen Bäumen und wallenden Weizenfeldern bedeckt. Ein lichtes Piniengehölz krönte den flachen Gipfel, der sich an eine zweite höhere und dunkler bewaldete Kuppe lehnte.

Willibald zog seine Zeichnung hervor und überzeugte sich, daß diese herrlichen Öl- und Weinpflanzungen, diese langgestreckte Pineta mit ihren breit ausladenden Wipfeln wirklich dem Corradischen Gute angehörten. Hier klomm auch steil und in fast gerader Richtung der schmale Zypressenweg hinan, den ihm der Freund auf dem Papier durch zwei Reihen schwarzer Tupfen bezeichnet hatte.

Alles stimmte. Willibald Moor ordnete seinen Anzug und stäubte die Stiefel ab, bevor er den letzten Aufstieg zwischen den Zypressen begann. Nach zehn Minuten kam das schmucklose Landhaus in Sicht, das auf einer breiten natürlichen Terrasse lag, die Vorderseite nach Süden gerichtet, im Rücken durch die höher ansteigende Pineta gedeckt. Noch wenige Schritte der steilsten Steigung, dann trat er in einen offenen gepflasterten Vorraum, wo ein ausge-

schirrter zweiräderiger Wagen und allerlei landwirtschaftliche Geräte standen.

Aber kaum hatte Willibald einen Blick auf die offenstehende Haustür geworfen, als ihm ein gewaltiger weißer Schäferhund mit wütendem Gebell fast an die Gurgel fuhr. Unwillkürlich wich er zurück, da schoß von hinten kläffend ein gelbbrauner Terrier heran und gebärdete sich, als wollte er ihn in Stücke reißen.

Der Ankömmling war in einer üblen Lage, er hatte nicht einmal einen Stock, sich die beiden tobenden Köter vom Halse zu halten, und im Hause regte sich niemand. Aber aus unbestimmter Richtung über seinem Haupt — ihm schien es, aus der blauen Luft herunter — kam der schrille Ruf einer Mädchenstimme: Rino! Rino! Biancone! Zurück! Zurück! Kuscht euch! — und von der hohen Steineiche glitt ein leichter Mädchenkörper mit eichkätzchenhafter Geschwindigkeit zu Boden und stand mit einem Male drohend vor den Hunden. Sie packte den großen Weißen, der am gefährlichsten aussah, beim Halsband, das sie kräftig schüttelte, wobei ihre Hand tief ins Zottelfell des Tieres griff, während sie gleichzeitig mit dem Fuß den Terrier wegscheuchte. Die Tiere ließen von dem Fremdling ab und bellten nur noch einen leisen Widerspruch, hielten sich aber ganz in der Nähe, um bei der ersten bedrohlichen Bewegung des Ankömmlings wieder zuzufahren.

Wer sind Sie? Was wollen Sie? Dies ist ein Privatweg, sagte das Mädchen, mit verwunderten Blicken seinen Rucksack musternd.

Willibald Moor erklärte, wer er sei und daß er sich unterwegs durch Fehlgehen verspätet habe. Sobald er jedoch den Fuß erhob, um einen Schritt näherzutreten, brachen die Tiere wieder in ein tobendes Geheul aus.

Diese Hunde scheinen sehr mißtrauisch, bemerkte Willibald gegen das Kind.

Die Hunde sind gar nicht mißtrauisch. Fein aussehende Leute lassen sie unbehindert eintreten, antwortete diese mit unschuldiger

Aufrichtigkeit. — Aber wenn man mit einem solchen Ding auf dem Rücken kommt, — sie brach plötzlich ab und errötete, sich ihrer Unhöflichkeit bewußt werdend.

Es war ein aufgeschossenes knabenhaftes Mädchen mit kurzem Rock, unter dem die mageren Beine lang hervorsahen, einem dicken, hängenden, schwarzen Zopf, schmalem, sommersprossigem Gesicht und dunklen Augen von frühreifem Ernste. Ihre halbentblößten Arme waren gleichfalls lang und hager, hatten aber sehr anmutige Bewegungen. Die ganze kleine Person sah aus, als sei sie von der Natur zum Schönsein bestimmt, könne aber durch irgendein Hindernis nicht dazu gelangen. Nach der Beschreibung des Freundes erkannte er Cora, seine künftige Schülerin.

Papa hatte diesen Nachmittag in Pontasieve zu tun und dachte Sie im Wägelchen mitzubringen, sagte sie auf das zweiräderige Gefährt deutend. — Aber er kam allein zurück, darum hat man Sie heute nicht mehr erwartet.

Damit führte sie ihn ins Haus und in den Salotto zur ebenen Erde, der offenbar wenig benützt wurde, denn seine grünen Läden waren noch gegen die Sonne geschlossen, die eben am Horizont versank.

Das Mädchen öffnete, eine Flut von Licht drang herein und verklärte die langweiligen Polstermöbel des Zimmers und die japanischen Papierfächer, womit die sonst kahlen Wände geschmückt waren. Ein Pianino stand in der Ecke, und auf den Tischen lagen ein paar englische Zeitschriften großen Formats. Das scheue Kind war schon verschwunden die Mutter zu benachrichtigen.

Im oberen Stockwerk machte sich ein Rücken und Räumen vernehmbar, doch es erschien vorderhand niemand. Aber aus einem gegenüberliegenden Gelaß drang jetzt ein silberhelles Kinderstimmchen über den Hausflur:

Rosina! Beppina! Schnell! zieht mir eine frische Schürze an. Es ist Besuch da. Macht mich schön. Reißt mir die weißen Haare aus.

Erstaunt und neugierig ging er dem Stimmchen nach und sah durch die angelehnte Tür in einen Wirtschaftsraum, der augenscheinlich an die Küche stieß, denn man hörte nebenan Geräusch, und verheißender Bratenduft drang heraus. In dem Gelaß aber stand ein entzückender Krauskopf von ungefähr drei Jahren in beschmutztem blauem Schürzchen, einen Spiegelscherben in der Hand, und zupfte sich eifrig mit spitzigen Fingern schwarze Härchen aus dem Scheitel.

Was machst du denn, schöne Kleine? fragte Willibald erstaunt.

Ich spiele Mama! Wer bist denn du?

Ich bin der Lehrer. Und du der kleine Nestkegel, nicht? Wir wollen gute Freunde sein.

Sie sah ihn starr an.

Du gefällst mir nicht. Du bist häßlich.

Willibald mußte lachen, weil ihm die ältere Schwester schon in verblümter Form dasselbe gesagt hatte.

Du bist gar nicht schön, schrie die Kleine in plötzlichem Zorn. — Man hat uns gesagt, wir bekämen einen schönen Lehrer. Geh fort, du bist häßlich, dich wollen wir nicht! — Und sie fuhr fort so durchdringend zu schreien: Sei brutto, brutto! daß Willibald ganz verdutzt den Rückzug antrat.

Diesmal traf er mit der Frau des Hauses zusammen, die eben die Treppe herunterstieg, eine schöne junonische Gestalt im anschließenden blauen Tuchkleid von englischem Schnitt mit vollen glänzend schwarzen Scheiteln, die das eben verratene Toilettengeheimnis nicht hätten vermuten lassen. Die Frau nahm auf den ersten Blick für sich ein. Wohlgeformte, wenn auch etwas stumpfe Züge und ein blaues, nicht sehr ausdrucksvolles, aber gütiges Auge.

Sie begann sich gleich wegen der Unwirtlichkeit des Raumes zu entschuldigen:

In Italien hat man keine Bequemlichkeiten. Wir Nordländer sind es anders gewohnt. Dafür hat man hier die Natur. Sehen Sie

die grüne Matte draußen vor dem Fenster. Kein Plüschdiwan wäre weicher.

Willibald Moor stimmte von Herzen zu und erzählte, daß er den vergangenen Winter unter den Fischern verlebt hatte. Das schien sie zu erleichtern.

Im Sommer sitzen wir des Abends fast immer draußen, fuhr sie fort. Wir zünden dann wegen der Stechmücken gar kein Licht an. Hier oben bleibt es lange hell. Die Sommer sind überhaupt sehr schön hier. Aber der Winter! Wenn nur der Winter nicht wäre.

Plötzlich erinnerte sie sich, daß der Ankömmling verstaubt und müde sei, und ließ ihn durch Rosina, das hübsche vierzehnjährige Bauernmädchen, das als Aschenbrödel diente, in sein Zimmer führen. Willibald nahm seinen Rucksack, den er im Hausflur abgestellt hatte, und folgte der schnellfüßigen kleinen Magd die Treppe hinauf.

Sein geräumiges, von kühler Abendluft durchströmtes Zimmer gab ihm gleich ein wohliges Gefühl. Zwei Nordfenster, zu denen der Pinienwald hereinsah, ein großes, blütenweißes, echt italienisches Bett mit frisch gewaschenen Gardinen gegen die Mückenplage, ein kleiner Tisch mit einem einzigen Stuhl, aber auf dem Waschtisch ein mächtig großes Becken und daneben ein großer Krug warmen Wassers, eine glückliche Vermischung englischer mit italienischer Kultur, die auf einen bei aller Einfachheit behäbigen Hausstand schließen ließ.

Hier wird sich's gut leben lassen, dachte Willibald, sich rasch die Hände trocknend, denn schon ertönte der Gong, der zu Tische rief.

Im Speisezimmer, das dem Salotto gegenüber lag, wurde ihm nun vor allem sein Zögling Lando vorgeführt, der sich erst auf wiederholtes Zureden bequemte, ihm die Hand zu geben. Ein seltsam schief gebauter Schädel, ein unruhiges Gesicht mit scheuen Augen, weit abstehende Ohren und hastige, zuckende Bewegungen — der künftige Erzieher setzte nicht viel Hoffnung auf ein solches Äußere.

Zuletzt erschien auch der Hausherr in weitaufgerissener Tür, von beiden Hunden freudig umbellt, eine herkulische und zugleich schlanke Gestalt mit kühn geschnittenem Römerkopf, dessen Schönheit nur durch ein allzustarkes Funkeln der Augen beeinträchtigt wurde.

Das Jüngste im frischen weißen Schürzchen lief ihm lachend und schreiend entgegen, und es entspann sich ein Auftritt, der auch den an die italienische Kindervergötterung gewohnten Willibald in Erstaunen setzte. Der Vater riß die Kleine in seine Arme, herzte sie, drückte sie, schwang sie auf die Schulter, auf den Kopf, tanzte mit ihr, sprach und jubelte mit ihr in ebensolchen quietschenden Kindertönen, wie sie aus ihrer Kehle kamen. Das kleine Ding war sein völliges Ebenbild: dasselbe schwarze Kraushaar, das sich nur beim Vater zu sprenkeln begann, derselbe Gesichtsschnitt, dieselben funkelnden Augen. Die Hunde umsprangen das bacchantische Paar, und es dauerte eine gute Weile, bis der Lärm sich legte und Willibald von dem Kapitän Corradi einen kurzen Händedruck bekam. Endlich konnte man sich setzen; neben dem Hausherrn, der die obere Schmalseite des Tisches einnahm, lagerten die beiden Hunde rechts und links am Boden. Willibald erhielt den Platz zwischen seinem Zögling und der Frau vom Hause, die am untern Ende saß und vorlegte. Ihm gegenüber saß das scheue Reh, das ihn eingeführt hatte und auf dessen Gesicht jetzt ein ängstlicher, erwartungsvoller Ausdruck lag, als ob noch irgend etwas Unerfreuliches bevorstände. Neben ihm zappelte Lando auf dem Stuhl und hatte keinen Augenblick Ruhe. Als die Suppe ausgeteilt wurde, schrie auf einmal die Kleine, sie wolle heut beim Vater sitzen, und schrie trotz des klagenden Einspruchs der Mutter, die gewohnt war, Baby neben sich zu haben, immer lauter, bis zwischen ihr und Cora die Plätze gewechselt waren. Der Kapitän empfing seinen Liebling mit triumphierendem Gesicht, aber Babys Aufmerksamkeit galt jetzt nicht ihm, sie schielte spitzbübisch durch die Finger nach Willibald und sagte halblaut: Brutto! Brutto!

Was sagst du? fragte der Vater und ließ sie die Worte lauter wiederholen, worauf Lando an Willibalds Seite mit lautem Lachen losplatzte. — Pfui, Nerina, wie ungezogen! Herr Moor ist ja gar nicht häßlich, was fällt dir ein!

Ja, er ist häßlich, er ist häßlich, sieh nur seinen garstigen Rock!

Er ist häßlich, brüllte jetzt auch Lando los, der in seinem Lehrer eine stärkere Macht witterte, gegen die er sich beizeiten zur Wehr setzte. — Was sagst du, Cora? Ist er vielleicht schön?

Nein, schön ist er nicht, sagte jetzt auch das scheue Reh, ich hab's gleich gesehen.

Hörst du? Hörst du? riefen die Kleineren dem Vater zu.

Willibald machte gute Miene zu dieser Abstimmung und blieb Herr der Lage.

Herr Kapitän, sagte er, Sie haben die Mehrheit gegen sich, Sie sind geschlagen. Ich bin wirklich häßlich.

Unsinn! Die Mehrheit bin ich, schrie der Kapitän und schlug auf den Tisch, daß die Hunde bellend aufsprangen und der Lärm noch größer wurde. Dazwischen klingelte die Hausfrau, das kleine Dienstmädchen kam herein und wechselte die Teller, Frau Arabella setzte eine große Platte mit lecker duftenden Bratenstücken in Bewegung und das Geräusch verebbte. Nur Baby gab sich nicht zufrieden:

Der häßliche Mann hat mich angesehen. Er soll mich nicht ansehen.

Er hat dich gar nicht angesehen, er sieht immer an dir vorbei, entschied Lando.

Es ist nicht wahr, er hat mich angesehen, von der Seite hat er mich angesehen!

Gib dich zufrieden, tröstete der Vater. Ihr sollt euch gegenseitig nicht sehen müssen. Ich stelle diese Vase zwischen euch.

Er ergriff die große Vase mit einem Waldblumenstrauß von märchenhafter Schönheit, einer Schöpfung Coras, und stellte sie

als Schranke auf. Ein Salat wurde aufgetragen, wie er nur im Paradiese wächst, und Arabella ergriff die Flasche mit dem durchsichtigen Luccheseröl, um ihn zu mischen. Alle sahen teilnehmend auf die verheißungsvolle Tätigkeit ihrer schönen kräftigen Hände, und endlich schien sich ein Geist der Ordnung niedersenken zu wollen.

Sie werden wenig Unterhaltung hier oben finden, begann der Hausherr das Gespräch. Wir leben wie im Monde, keine Seele kümmert sich um uns. Aber etwas später im Jahr, wenn die Vogeljagd angeht, — Sie sind doch Schütze?

Arabella ließ die Salatlöffel sinken und sah ihn gespannt an.

Kaum, entgegnete Willibald Moor. Ich habe nur dann und wann nach der Scheibe geschossen.

Ich will hoffen, begann Arabella schnell, daß unser Gast an diesem grausamen und unnützen Spiel kein Vergnügen findet.

Grausam? Oho! sagte der Kapitän. Wenn ihr die zahmen Hühner lockt und ihnen die Hälse zieht, ist das menschlicher, als wenn aus weiter Ferne eine Kugel trifft? Unnütz?! Hm! Wenn die Lerchen erst am Spieße drehen, wissen auch die zarten Gemüter das Brätlein zu würdigen.

Arabella war nicht flink genug, den Angriff zu parieren, sondern ging auf dem geraden Wege ihrer Gedanken weiter, indem sie das ganze schwere Geschütz sittlicher und landwirtschaftlicher Rücksichten auffuhr und umständlich abfeuerte. Was sie sagte, war so unwiderleglich, daß es sich von selbst verstand, aber es war auch von vornherein klar, daß man mit Gründen gegen eine altvererbte Leidenschaft nichts ausrichten konnte.

Der Kapitän antwortete auf die Ausführungen, die ihm jedenfalls nicht neu waren, zuerst nur durch ein ironisches Lächeln, aber schnell wurde er ungeduldig und fing mit den Fingern auf den Tisch zu trommeln an, wodurch sein Gegenüber sich veranlaßt sah, die Stimme ein wenig zu erheben. Ihr lauteres Sprechen bewog nun aber ihn zu lauterem Trommeln, so daß sie schließlich

die Rede ganz an den Gast richtete, der dadurch gewissermaßen als Schiedsrichter angerufen und in den Mittelpunkt des Streites gerückt wurde.

Aber Willibald schwieg entrüstet.

Wäre ich in feinen Kleidern eingerückt, dachte er bei sich, so hätten sie beide die Rücksicht gehabt, wenigstens am ersten Abend Frieden zu halten. So aber haben die Hunde mich für einen Landstreicher genommen, und die Herrschaft behandelt mich danach. Fahrt euch nur in die Haare, was kümmert's mich!

Aber ein Blick auf Cora entwaffnete seinen Unmut. Das Kind folgte mit verängstigter Miene jeder Bewegung der beiden Gegner und tippte zuweilen der Mutter bittend auf den Arm, wie um sie zur Vorsicht zu mahnen.

Armes Kind, dachte er, sie leidet für ihre Eltern. Daher der verhärmte Zug. Das muß wirklich ein schlimmes Leben hier oben sein.

Es war jetzt höchste Zeit zum Eingreifen. Die Frau hatte sich zu weit vorgewagt und konnte nicht mehr zurück; dem Manne sah man an, daß er im nächsten Augenblick auffahren und wütend Schweigen gebieten werde. Dahin wollte es Willibald nicht kommen lassen. Er sah keinen andern Ausweg, als daß er selbst, der leidenschaftliche Tierfreund, sich der Schutzpatronin des Vogelgeschlechts als gemäßigter Gegner stellte.

Die Jagdleidenschaft, begann er milde, sei einer von den Urtrieben der Menschheit und werde vielleicht erst mit dieser verschwinden. Das Jagen sei auch immer noch die edelste Form, sich Tierfleisch zu verschaffen. Auch als bloßen Sport könne er die Jagd nicht tadeln, nur scheine ihm die Vogeljagd von diesem Gesichtspunkt nicht aufregend genug; er wünschte sich einen Kampf der Kraft gegen die Kraft und der List gegen die List, wobei der Jäger sein Leben gegen schädliches Raubzeug aufs Spiel setze.

Der Kapitän hatte zu trommeln aufgehört, und seine Stirn erhellte sich. Er begriff, daß der Gast sich für das Beste aller ins Feuer gewagt hatte, und war ihm dankbar.

Sie haben ja ganz recht, aber ich kann doch nicht hier oben Löwen schießen, sagte er mit gutmütigem Lachen, und in diesem Augenblick war sein Gesicht wunderschön. Die Löwen öffneten ein weites Feld zur Ablenkung, er begann die Jagdabenteuer eines Freundes in der erythräischen Provinz zu erzählen, und Cora lohnte Willibald mit einem dankbaren Blick.

Wenn ich nicht geheiratet hätte, schloß der Kapitän, so wäre ich unfehlbar nach Massaua gegangen. Das wäre ein anderes Leben als in Miravalle Kohl und Rüben bauen.

Als ob du noch den bunten Rock anhättest, auch wenn du nach Afrika gegangen wärest, warf die unverbesserliche Arabella ein — du kannst dich ja mit niemand vertragen.

Cora sah mit entsetzten Augen auf ihren Vater, dann mit flehenden auf Willibald, aber dieser war um einen rettenden Einfall verlegen.

Diesmal kam jedoch die Hilfe von einer ganz unerwarteten Seite. Die kleine Nerina war schon lange unruhig hinter ihrer Vase, sie fühlte sich zurückgesetzt, weil gar nicht mehr von ihr die Rede war. Endlich hatte sie sich auf ihrem hohen Polster auf die Knie erhoben und streckte das Händchen nach dem Blumenglase, um es wegzuschieben, dieses verlor das Gleichgewicht und ergoß sein Wasser zusamt den Blumen auf den Eßtisch; das Gefäß konnte Cora noch mit schnellem Griffe retten.

Aber Baby! rief es strafend von allen Seiten, während ein halbes Dutzend Hände sich gleichzeitig bemühten, den Schaden gut zu machen.

Er sieht mich gar nicht an. Der fremde Herr will mich nicht ansehen, sagte Nerina schmollend.

Liebling, du wolltest es ja nicht leiden, rief die Mutter vorwurfsvoll.

Lando, des Stillsitzens müde, mischte sich gleichfalls ein.

Er sieht dich nicht an, weil du ihm nicht schön genug bist, kreischte er dem Schwesterchen schadenfroh über den Tisch zu.

Ich bin ja schön, schrie diese zornig, die Rosina hat mich schön gemacht. Dabei hob sie den Zipfel ihres weißen gestickten Kleidchens in die Höhe.

Das hilft nichts, du hast eine Kartoffelnase.

Ich eine Kartoffelnase? rief das Kind, indem es an sein feingebogenes Näschen griff und angstvoll fragend in die Runde sah.

Lando lügt, sagte jetzt der junge Hofmeister mit Nachdruck, indem er aber beharrlich über die Kleine wegblickte. Ich sehe dich nicht an, weil du zu schön bist und ich zu häßlich.

Nein, nein, du bist nicht häßlich.

Aber ja!

Aber nein, nein, nein! Ich will sagen, daß du schön bist, aber sieh mich an!

Das ging so eine Weile fort unter lautem Anteil der Tischgenossen.

Da siehst du, Baby, jetzt tränkt er dir's ein, rief der Kapitän und krümmte sich vor Lachen. Da lernst du's beizeiten: wenn man die Männer hinunterdrücken will, es kommt immer der Augenblick, wo sie's heimzahlen.

Arabella lächelte ganz verirrt und hilflos bei diesem Flankenstoß. Zu einer Erwiderung fehlte es ihr an Geistesgegenwart. Das eitle Frätzchen aber war schon von seinem Stuhle herabgerutscht und zu Willibald hingestürzt, an dessen Knie sie sich mit leidenschaftlicher Heftigkeit drängte.

Sieh mich an, sieh mich an, ich will dir die Hand küssen. — Und wirklich bedeckte sie seine Hand mit Küßchen, in die sich kleine zornige Bisse mischten.

Willibald konnte nun kaum mehr das Lachen unterdrücken. Er drehte ihr Gesichtchen in die Höhe, sah ihr mit erkünsteltem Ernst eine Zeitlang fest in die flirrenden schwarzen Augen und küßte sie dann auf die Stirn: So, jetzt sind wir Freunde.

Damit war der Friede hergestellt und der Sieg gewonnen; Baby, die niemand gehorchte, gehorchte fortan Willibald. Auch die andern erregten Geister gaben sich zur Ruhe. Als Nachtisch wurde

ein duftendes Laibchen Ziegenkäse und vortreffliche frische Butter herumgereicht. Die Hausfrau entschuldigte sich, daß es in dieser frühen Jahreszeit noch keine Früchte gebe. Der Kapitän, der trotz der erregten Stimmung nicht versäumt hatte, dem Gaste fleißig einzuschenken, spielte mit den Hunden. Cora war wieder ein Kind geworden und tollte mit Nerina durchs Zimmer. Lando hatte sich schon vor Schluß der Mahlzeit empfohlen. Später am Abend setzte sich der Kapitän vor das Piano im Nebenzimmer und spielte auswendig: Opernarien, die Garibaldihymne, Santa Lucia, alles was ihm einfiel. Wäre der neue Hausgenosse schon mit dem Geiste von Miravalle vertraut gewesen, so hätte er sich sehr geschmeichelt fühlen müssen, denn wenn der Kapitän Klavier spielte, so war es ein Zeichen von guter Laune und versprach heiteren Himmel für den folgenden Tag. Er spielte taktfest und mit der größten Sicherheit, aber es ging alles im gleichen Marschtempo und klang seelenlos wie aus einem Grammophon. Arabella, die als Mädchen lange Jahre Klavierunterricht gehabt hatte, aber gänzlich unmusikalisch war, bewunderte das Naturtalent ihres Gatten.

Wie schön er spielt. Er hat alles durchs Gehör, er kennt nicht einmal die Noten, flüsterte sie Willibald zu und sah mit glänzenden Augen auf den schönen Mann mit dem Römerprofil und den sicheren taktfesten Händen.

Heute werden sie sich nichts mehr zuleide tun, dachte der neue Hausgenosse, indem er sich eine Zigarre anzündete und in den Sternenfrieden der schlafenden Landschaft hinaustrat. Es war alles in tiefblaue Dämmerung gehüllt, die nur noch die nächsten Gegenstände erkennen ließ und gleich darauf mit einem Ruck der völligen Finsternis wich. An der unergründlich hohen Himmelskuppel glänzten mild die Sommergestirne.

*

Willibald hatte sich einen Plan zurechtgelegt, wie er des zerfahrenen, unbotmäßigen Schülers ohne Zwang Herr werden und den

Unterricht gleichsam spielend einleiten wollte. Als aber Lando des andern Morgens antreten sollte, war er verschwunden, und niemand konnte sagen, wohin. Der Kapitän blickte finster bei dieser Nachricht, und die Wolken auf seiner Stirne kündeten ein Strafgericht an. Die Mutter schaute sich lange auf dem Wiesenhang vor der Haustür um und sandte ihre Stimme von dort aus nach allen Richtungen, bis sie zu dem Schlusse kam, daß Lando sich außer Hörweite befinde und daß vorerst nichts weiter zu machen sei. Der junge Lehrer aber, der sein Ansehen von vornherein gefährdet sah, wenn der Zögling ihm gleich am ersten Tage entschlüpfte, bestand darauf seiner habhaft zu werden, nur sollte es unauffällig und scheinbar absichtslos geschehen, damit Lando sich nicht im Trotz versteife. Es wurde beschlossen, daß Willibald in Coras Begleitung einen Morgenspaziergang durch das ganze Gut machen und unterwegs den Strolch, der sich natürlich irgendwo müßig herumtrieb, wie zufällig aufstöbern und mitbringen sollte.

Also zogen die beiden in der balsamischen Frühe selbander aus, ließen das Rebengelände, auf dem Feigen- und Kirschbäume abwechselten, unter sich am Berghang liegen und streiften durch den weiten, lichten Ölwald mit seinen phantastisch verkrümmten Stämmen und dem Silberlaub, zwischen dem die farblose Blüte hervordrang. Von dort erstiegen sie die hügelige, von Gräben durchzogene Pineta, die noch ganz naß war von dem starken Tau, der hier oben fiel.

Wo ein Ausblick war, blieb Cora stehen und äugte mit vorgestrecktem Halse scharf hinaus, daß sie mit dem kleinen beweglichen Kopf auf dem schlanken Hälschen einem witternden Schmaltier glich, denn zu rufen hatte ihr Willibald untersagt, damit der dumme Junge sich nicht zu wichtig vorkäme. Aber nirgends zeigte sich eine Spur von dem Flüchtling, und Willibald war im Grunde gar nicht ungehalten darüber, so reizend dünkte ihm dieser Morgengang zu zweien. Seine kleine Begleiterin half ihm durch das Ge-

büsch, indem sie die nassen Zweige für ihn zurückbog, und betrug sich überhaupt, als ob der Wald ihr Eigentum wäre, wo der Besucher auf ihre Gastfreundschaft angewiesen sei. So oft sie ihn ansah, fiel es ihm auf, daß ihre Augen jetzt völlig grün waren mit einem goldenen Schiller wie die Blätter der Laubbäume, die zerstreut zwischen den Pinien standen.

Merkwürdige Augen, dachte Willibald: Zu Hause sind sie leer und wie erloschen, hier außen blickt das ganze Leben des Waldes aus ihnen.

Er erinnerte sich, wie das Kind am Abend bei ihrer ersten Begegnung aus den Zweigen der großen Steineiche vor ihn hingeglitten war, und er phantasierte weiter:

Sie könnte eine blutjunge Berg- oder Baumnymphe sein, vielleicht eine von den kleinen Oreaden, die dem Zug Dianas folgen. Die Sommersprossen sind zwar ein Schönheitsfehler, aber sie stehen ihr gut, auch die Blätter und Rinden haben solche Flecken.

Hören Sie, hören Sie, wie die Nachtigall weint, sagte das Mädchen plötzlich, unter einer großen vereinzelten Kastanie stehenbleibend, um deren Krone ein unscheinbarer, braungefiederter Vogel mit kurzen, ängstlichen Klagelauten schwirrte. — Hier ist Lando gewesen, der Taugenichts, kein anderer als er hat sie vom Nest verscheucht.

Blitzschnell schwang sie sich am Astgeflechte empor und zeigte ihrem Begleiter ein verstecktes Nest, kaum mannshoch vom Boden, in dem ein paar niedliche gefleckte Eier lagen.

Gestern abend, so erzählte sie, haben wir zusammen das Nest mit der brütenden Nachtigall entdeckt, und Lando versprach mir hoch und heilig, sie nicht zu stören. Nun sehen Sie, wie er Wort hält: die Eier sind kalt, und eins liegt hier zertreten am Boden. — Aber warte nur, ich will's ihm eintränken, rief sie, die Fäuste ballend, zu der beraubten Vogelmutter hinauf, die jetzt noch heftiger flatterte und ihr Leid noch lauter klagte, als ob ihr ein Richter erschienen sei. — Ich weiß, ich weiß, du armes Tierchen, du wolltest deine

Kleinen ausbrüten und ihnen gute Würmlein zum Futter bringen und sie die schönen Lieder lehren, die sie in der Nacht vor meinem Fenster gesungen hätten. Und jetzt sind die Eier kalt, und du kehrst nie wieder in das ausgestorbene Nest zurück.

So sprach sie mit rückwärts gebogenem Halse in die Luft hinauf und modulierte dabei ihr schönes Toskanisch in so liebliche Zwitscherlaute, daß es dem Hörer schien, als hätten das Kind und die Nachtigall eine Sprache und verständen sich vollkommen.

Lando ist gar zu bösartig, klagte die kleine Nymphe, als sie weitergingen. — Ihm ist nur wohl, wenn er Tiere oder Menschen schädigen kann. Auch Sie werden nicht lange bei uns beiben, ich weiß es voraus. Sie sind schon der dritte, noch keiner hat es ausgehalten. Nehmen Sie sich vor Lando in acht, daß er Ihnen keinen Streich spielt. Ich hörte ihn gestern abend sagen, er wolle dafür sorgen, daß Sie bald den Heimweg fänden.

Willibald lächelte zu der kindlichen Warnung. Es war etwas Reizendes und Rührendes in ihrer Fürsorge für alles Lebende, in die sie auch ihn einzuschließen begann, und mit jedem Worte, das sie sprach, gefiel ihm das seltsame Kind besser.

Sie waren jetzt am Ende der Pineta angekommen, wo das Nadelholz in die felsigen Terrassen der Kastanienwaldung überging, die hoch hinaufstieg und mit ihrer dunklen Kuppe wie ein finsterer Schatten gegen den Himmel stand.

Hier können wir umkehren, sagte Cora. Weiter geht er nie, es wird ihm zu einsam hier. Ich führe Sie jetzt durch die Heide zurück und zeige Ihnen von oben die Wiesen von Lolliga. Etwas Schöneres haben Sie nie gesehen.

Sie gingen den Rand einer Schlucht entlang, die das Corradische Gut gegen Osten abgrenzte. Hier war ein größeres Stück Wald schon vor Alters niedergelegt; man stolperte über Baumstümpfe und tiefe Löcher. Die ganze Strecke war von blühendem, goldgelbem Ginster und fast mannshohem Heidekraut bedeckt, das gleichfalls blühte, in Weiß und Rot. Der Tau funkelte noch dar-

auf, und es war der Nässe wegen nicht rätlich durchzudringen. Die frühen Wanderer mußten sich nahe der Schlucht halten, die sich mit ihrem Erlengestrüpp und den feuchten Farnwedeln immer tiefer hinabsenkte. Ein rasches Bächlein plätscherte darin zu Tal. Am andern Ufer duckte sich ein hübsches Steingehöft malerisch in eine Senke des Bodens.

Gehört dieses Haus auch zu Ihrem Besitz? fragte Willibald.

Nein, die Schlucht ist unsere Grenze. Was drüben liegt, ist Eigentum unsres Nachbars Canali. Er war vordem unser Colone, aber er hat sich selbständig gemacht und diesen schönen Besitz gekauft, man weiß nicht recht, mit was für Geld.

Und Lando könnte nicht hinübergegangen sein, mit den Bauernkindern zu spielen? fragte Willibald, denn eben kamen zwei barfüßige Jungen, ungefähr in Landos Alter zum Vorschein.

Nein, er geht nie hinüber, die Canalis sind uns übelgesinnt. Außerdem streicht dort ein großer Hund über die Felder, vor dem mein Bruder sich fürchtet. Ich muß ihn jedesmal begleiten, wenn er zu den Müllerskindern geht, die tiefer unten am Bächlein wohnen. Denn so bösartig er ist, Mut hat er keinen.

Und Sie fürchten sich nicht vor dem Hunde?

Mir tut kein Hund etwas zuleide. Alle Tiere kennen mich und sind mir gut.

Mit steigender Hochachtung sah Willibald auf seine künftige Schülerin.

Jetzt treten Sie auf diesen Vorsprung heraus und blicken Sie hinunter, rief diese nun mit einem Male triumphierend.

Willibald wischte sich die angelaufenen Augengläser und folgte mit Andacht ihrem Wink. Er sah in die Gefilde der Seligen hinab.

Unter ihm lag ein smaragdgrünes Wiesental, fast im Rechteck zwischen vielgestaltigen hohen Hügeln und Waldungen eingebettet, die eng zusammentraten, als müßten sie das grüne Kleinod vor der Welt verstecken. Ein stilles Wässerlein zog hindurch, dessen

Lauf Erlen und Schwarzpappeln begleiteten. Ihm eilte der Plätscherbach von oben durch die Schlucht, die er sich eingerissen hatte, zu und trieb unterweges noch mit Schäumen ein Mühlenrad, bevor er die Niederung erreichte, wo ihn das Bette des stillen Wässerleins aufnahm. Da und dort standen verstreute Gruppen von Zypressen und Pinien, während eine größere Schar Silberpappeln einen ganzen Hain bildeten und ihre beweglichen Blätter wie schimmerndes Geschmeide in der Sonne blitzen ließen. Jenseits der Wiese, auf einem grünen Buckel, den das Waldgebirg nach dem Tale vorschob, erhob sich ein einsames schmuckloses Kirchlein, von einer niedrigen grauen Mauer umgeben, die hufeisenförmig der Bodenwelle folgte und einen kleinen Friedhof einschloß.

Das ist das Kirchlein von Lolliga, wohin wir zur Messe gehen. Die Ortschaft sieht man nicht, sie ist durch den Wald verdeckt, erklärte Cora. — Wenn Sie wollen, fuhr sie fort, als sie sein Entzücken sah, so führe ich Sie schnell hinüber, es ist nur ein Katzensprung.

Sie hüpfte voran die Schlucht hinunter und flog leicht wie ein Wiesel über den schmalen Balken, der statt der Brücke diente. Willibald eilte ihr nach, aber in der Mitte des unsicheren Steges begann er zu schwanken und konnte einen Augenblick weder vornoch rückwärts. Da sprang ihm das flinke Kind zu Hilfe, faßte seine Hand und zog ihn glücklich hinüber.

Er schämte sich gewaltig und rannte den Abhang hinunter, Cora rannte mit wie aus dem Rohr geschossen, sie durchquerten die smaragdgrüne Wiese und das stille Wässerlein, dem hohe wacklige Steine eine Furt bildeten, und hielten erst inne, als sie die jenseitige Höhe erflogen hatten und vor dem Mäuerchen des Friedhofs standen. Der Eingang lag auf der andern Seite, der Stirn des Kirchleins gegenüber. Innen stand üppiger Rasen, den der schmale Weg in zwei Hälften zerschnitt. Wenige schon halb verwitterte Steine ragten aus dem Grase, und in einer Nische des Mäuer-

leins befand sich ein steinernes Muttergottesbild, bei dem zwei Zypressen Wache hielten.
Willibald entzifferte die Steine, deren Jahreszahlen alle weit zurücklagen.
Welch ein glückliches Land. Hier findet der Tod keine Arbeit. Der jüngste dieser Steine ist schon über zehn Jahre alt.
O die Steine waren von jeher da, versicherte das Kind. Seitdem wir das Gut haben, ist nur einer hier oben begraben worden, und der war von auswärts, ein alter Mann, den man tot im Straßengraben fand. Er hat keinen Stein und liegt dort in der Mauerecke.
Er hat es gut getroffen, an keinem besseren Ort könnte er von seinen Wanderungen ausruhen. Die Sonne scheint ihm den ganzen Tag auf die Glieder, und sehen Sie, eben macht ihm ein Amselpärchen seinen Besuch.
Cora lachte kurz und trocken auf und antwortete altklug: Davon spürt er ja nichts. — Aber Sie sollen nicht Sie zu mir sagen, fuhr sie schnell fort. Im Juli werde ich zwölf Jahre, Mama will nicht, daß man mich wie eine Erwachsene behandelt.
Sie hockte auf dem Mäuerchen neben dem Muttergottesbild und ließ ihre langen, hageren Beine herunterbaumeln.
Wir wollen gute Kameraden sein, Cora, ich bin auch noch nicht alt, antwortete Willibald.
Sie sah ihn zweifelnd an:
Wieviel Jahre haben Sie denn?
Vierundzwanzig.
Schon vierundzwanzig! rief sie entsetzt. Da sind Sie ja uralt!
Aber nein, Cora, mit vierundzwanzig ist man jung, ich will es dir beweisen.
Damit sprang er über das Mäuerlein und schoß räderschlagend den Abhang hinunter. Das wilde Kind stieß einen Freudenschrei aus und kugelte hinter ihm her; mit Lachen und Jauchzen ging es durch das Wiesental zurück, der Balkensteg, den er diesmal im

Fluge nahm, erregte ihm keinen Schwindel mehr, und Cora jubelte glückselig: Ja, jetzt glaub' ich's Ihnen, jetzt glaub' ich's Ihnen, daß Sie jung sind.

Zu Hause fanden sie Lando, der mit erhitztem Gesicht scheu und trotzig in einer Ecke stand. Alsbald fuhr Cora mit Vorwürfen wegen der Nachtigall auf ihn los, aber der Knabe leugnete, das Nest berührt zu haben, es müsse ein anderer dort gewesen sein.

Nein, du warst es, Taugenichts, rief die Schwester, die Nachtigall hat es mir selbst gesagt.

Die Nachtigall hat gelogen, erwiderte der Bruder und zog sich hinter den Rock der Mutter zurück.

Die Nachtigall lügt nicht, aber du lügst, sagte das Mädchen und suchte ihm mit ihren kleinen festen Fäusten beizukommen.

Friede, Kinder, Friede, gebot Arabella, aber ihre Stimme verhallte ungehört, und erst der Einmischung des jungen Lehrers gelang es allmählich die Ruhe herzustellen.

Dann wurden ihm Landos alte, noch von seinem Vorgänger durchgesehene Hefte gebracht, aus denen sich wenig Hoffnung schöpfen ließ. Aber noch unerfreulicher war der Anblick des Schülers selbst, wie er mit dem Ausdruck trostlosester Langeweile auf dem Stuhle saß oder vielmehr hing und nicht einmal zu erkennen gab, ob ihm die Bruchrechnungen oder die Anfangsgründe des Lateinischen mehr zuwider waren, so über und über war er in Teilnahmlosigkeit getaucht. Nur dann und wann stieß er einen herzbrechenden Seufzer aus, und als der Lehrer ihn endlich etwas schärfer anzufassen suchte, ließ er plötzlich den Kopf stöhnend über die Lehne des Stuhles sinken und jammerte über heftige Stiche in den Schläfen.

Geh und ruhe dich aus, du hast dich heiß gelaufen, sagte der Lehrer kühl, indem er aufstand.

Aber Arabella, die bei der Stunde zugegen war, legte ihrem Sprößling besorgt die Hand auf die Stirne, worauf dieser mit den Zähnen zu klappern begann.

Ein Fieberanfall, sagte sie erschrocken und entfernte sich schleunigst, um das Thermometer zu holen, während der Knabe immer stärker stöhnte.

Als man ein paar Minuten später vom Vorhof her den heimkehrenden Kapitän mit drohendem Tone nach dem Verbleib des Schlingels fragen hörte, lag dieser vor Strafe geborgen in seinem Bett, und um ihn her standen mit teilnahmsvollen Gesichtern sämtliche Hausgenossen bis auf die beiden Mägde herunter.

Arabella hielt bestürzt das Thermometer in der Hand, das 39,7 zeigte.

Er ist krank, er ist sehr krank, sagte sie dem Vater, der geräuschvoll eingetreten war und sich auf den Zehenspitzen wieder entfernte.

Die Mahlzeit verlief diesmal ganz still und friedlich. Man verhandelte halblaut, ob es nötig sein werde, nach dem weitentfernten Arzte zu schicken, denn in der Gegend herrschten allerlei Kinderkrankheiten. Nur wunderte sich Willibald über den Appetit des Kranken, dem von jeder Speise zweimal gebracht werden mußte.

Nach Tisch wurde die Fieberwärme aufs neue gemessen, denn Arabella verfuhr in allen Dingen mit planmäßiger Genauigkeit.

Willibalds Zimmer lag neben dem Kämmerchen des Knaben, es war zwar keine Verbindung zwischen beiden, aber zufällig fiel sein Auge durch die offen gebliebene Tür in den Gangspiegel, der der gleichfalls offenen Tür des Krankenzimmers gegenüber hing. Da sah er, wie der Patient aufgerichtet im Bette saß und mit heftig stoßenden und reibenden Arm- und Achselbewegungen das eingelegte Thermometer bearbeitete, um es zu erhitzen. Arabella stand daneben und mischte eine Limonade, ohne etwas zu bemerken.

Der Späher lachte in sich hinein, die Entdeckung kam ihm sehr gelegen, und er beschloß sie alsbald zu erzieherischen Zwecken zu verwerten. Gleich darauf las die Mutter eine erschreckende Fieberhöhe von dem Glase und ging bestürzt hinaus, um sich mit ihrem Manne zu beraten. In ihrer Abwesenheit trat Willibald ans

Krankenbett, besah und befühlte das daliegende Thermometer, rieb es zwischen den Fingern, legte es prüfend an die Stirn und an beide Wangen, befühlte nochmals und erklärte dann dem erstaunten Knaben, daß ihm das Glas durch untrügliche Anzeichen den Betrug verraten habe. Wenn Lando versprechen wolle, keine solchen Komödien mehr aufzuführen und in Zukunft fleißig und folgsam zu sein, so würde er für diesmal schweigen. Andernfalls müßte er die Sache seinem Vater mitteilen.

Der Knabe war über seines Lehrers Allwissenheit verdutzt und sprachlos. Er gab nach kurzem Zögern kleinbei und erklärte sich zu allem bereit, was man von ihm verlangte. Die Folge war, daß schon bei der nächsten Messung das Glas normale Körperwärme zeigte und daß am andern Morgen Lando freiwillig mit Heften und Büchern zum Unterricht antrat. Sein Trotz gegen den Lehrer war mit dieser einen Probe gebrochen. Er lernte es auch mit der Zeit aufrecht und ohne Schaukeln auf dem Stuhle zu sitzen, worin die Mutter einen großen Erfolg erblickte. Im übrigen blieben jedoch seine Fortschritte sehr bescheiden. In der Leere seines Gehirns spiegelten sich nur die nächsten greifbaren Gegenstände. Nie konnte Willibald diesen schiefen Schädel und die unharmonischen Züge ansehen, ohne sich zu sagen, daß in diesem unglücklichen Kinde der Zwist der Eltern Fleisch und Bein geworden sei. Nichts an ihm paßte richtig zusammen, weder äußerlich noch innerlich, und es brauchte Willibalds ganzes angeborenes Geschick, um mit ihm zurechtzukommen. Er entdeckte bald, daß sein Gemüt nicht verderbt, sondern nur durch falsche Behandlung verwahrlost war. Der Vater ließ ihn völlig laufen, nur wenn es einmal zu arg wurde, griff er nach der Hundepeitsche, worauf Lando sich für einen halben Tag verkroch, bis der Zorn verraucht war. Die Mutter sah dem einzigen männlichen Sprößling gleichfalls durch die Finger, aber von Zeit zu Zeit fuhr ein pädagogischer Eifer in sie, dann rannte sie ihm eine Strecke weit nach, um ihn in den Hühnerstall zu sperren, welche Maßregel der Knabe jedoch

nicht abzuwarten pflegte. Um ihn zurechtzubringen, hätte man zuerst die Eltern erziehen müssen. Vor seiner Schwester dagegen hatte er eine abergläubische Scheu, denn er bildete sich ein, die Tiere gehorchten ihr, weil einmal das Pferdchen im Stall nach ihm ausgetreten hatte, und Cora ihm versicherte, es sei auf ihren Befehl geschehen. Wenn er sie belästigte, brauchte sie nur zu sagen: Wart', ich sag' es dem Esel, daß er dich beißt, so wurde er zahm und ging eine Zeitlang in weitem Bogen um das harmlose Grautier her, das er sonst quälte, wo er ihm nur beikommen konnte. Denn so gering seine geistigen Lichter waren, im Peinigen der Tiere bewies er eine durchtriebene Erfindungsgabe, und niemand hatte ihm bisher gewehrt; die Mutter predigte zwar bei jeder Gelegenheit den Tierschutz, aber im Leben ließ sie gerne den Dingen ihren Lauf, und der Kapitän glaubte ohnehin, die Tiere hätten kein Gefühl. Mit seinem unerschöpflichen guten Willen brachte es der Lehrer am Ende doch dahin, daß der Knabe die gedankenlose Grausamkeit aufgab, und dies betrachtete Willibald als den besten Erfolg seiner Tätigkeit. Denn von Landos Lernen waren keine Früchte zu erhoffen, das hatte er den Eltern gleich in den ersten Tagen aufrichtig erklärt und ihnen geraten, den Knaben für die Landwirtschaft auszubilden oder zu einem Handwerker in die Lehre zu geben, da an eine höhere Laufbahn nicht zu denken sei. Aber der Vater wollte sich grundsätzlich nicht in diese Frage mischen, und der Mutter war es nicht gegeben, einen einmal gefaßten Beschuß so leicht wieder umzudenken. Also wurde auf dem eingeschlagenen Wege fortgefahren, nur daß Willibald in der Stille aus dem Lehrplan fallen ließ, was doch keine Wurzel schlagen konnte, und sich auf die Gegenstände beschränkte, die für des Knaben späteres Leben unerläßlich waren. Mochten dann die Eltern zusehen, was sie aus ihm machten.

Für alle Not, die ihm der Schüler verursachte, entschädigte ihn überreichlich die Schülerin. Auch Coras feines Köpfchen war nicht zum Lernen eingerichtet, aber es war ihm eine Lust, ihre

hin- und herspringenden Gedanken einzufangen, zu lenken und festzuhalten. In der Umgebung von Miravalle kannte sie jeden Hügel und jedes Berghaupt, wußte von jedem Feldweg, wohin er führte. Aber ob das Land, wo sie wohnte, in Europa oder im Monde lag, darüber hatte sie niemals nachgedacht. Der Lehrer knüpfte an die bekannten Dinge an, und indem er den Kreis über das Sichtbare hinaus erweiterte, ließ er zuerst ihre toskanische Heimat, dann allmählich die ganze Apenninenhalbinsel mit allen Gebirgszügen und Flußläufen vor ihrem inneren Auge entstehen, gliederte die Nachbarländer mit Meeren und Inseln an, bis die Gestalt Europas fertig war, und daneben machte er ihr an einem kleinen mitgebrachten Erdglobus die Bewegungen der Himmelskörper anschaulich. Arabella lernte mit und strahlte vor Befriedigung.

In einer luftigen Laube neben dem Hauseingang fand der Unterricht statt, wobei der Lehrer häufig auch noch die unruhige Nerina auf dem Schoße halten mußte, die sonst nicht zu bändigen war. Wenn dann der Kapitän hochgestiefelt an der Laube vorüberging, so nickte er einen wohlwollenden Gruß hinein, bevor er sich an sein tägliches Geschäft begab, die Bauern und Tagelöhner auf dem Felde durch sein Dreinreden zu ärgern und gegen sich aufzubringen. Er gab diesen Gängen immer ein Ansehen großer Wichtigkeit; als er aber einmal gegen Willibald die goldene Regel äußerte: Das Auge des Herrn macht die Felder fett, da konnte es Arabella nicht lassen, laut hinter ihm herzusagen:

Das seinige macht sie mager. Er ist ja kein Landwirt, und der toskanische Bauer arbeitet am besten, wenn man ihn in Ruhe läßt.

Danach wollte sie dem Gast in ihrer umständlichen Art die toskanische Einrichtung der mezzadria erklären, wobei der Landmann gleichen Anteil am Ertrag des Bodens erhält, wie der Gutsherr, doch mit dem allem hatte ihn Cora gleich von Anfang an vertraut gemacht. Das wilde Kind hielt gute Freundschaft mit

den Bauern, zu denen sich auch die Mutter zuweilen vor einem plötzlichen Zornesausbruch ihres Gatten flüchtete, denn ihr Steingehöft lag neben dem Herrschaftshaus, nur wenige Schritte bergabwärts. Cora nahm ihren Freund gerne dorthin mit und er freute sich jedesmal an der achtungsvollen Vertraulichkeit, womit die Leute ihre padroncina behandelten, während mit Landos vorlautem Wesen nicht viel Umstände gemacht wurden.

Unterdessen zog der glühende Sommer ein, der Weizen am Berghang färbte sich goldgelb und die Zikaden schrillten vom frühen Morgen an durch das Gelände. Die grünen Läden der Villa blieben den ganzen Tag über fest geschlossen. In den Stunden der Siesta, wenn Arabella sich mit der Kleinen in ihr Schlafzimmer zurückgezogen hatte und der Kapitän in dem seinigen schnarchte, ging Willibald mit den zwei größeren Kindern in den Wald. Unter einer der größten Pinien gelagert, über sich den azurnen Himmel, der durch die Zweige schimmerte, erzählte er ihnen die Gründung Roms, den Raub der Sabinerinnen und andere schöne Historien, wobei er nach Art der alten Geschichtsschreiber seinen Vortrag mit Rede und Gegenrede würzte, um ihn dem kindlichen Geiste schmackhafter zu machen. Dann pflegte in kurzem Landos Gesicht zu zerfallen, und der Schlummer hatte ihn schon überwältigt, bevor Romulus zum Himmel aufgestiegen war oder die Jungfrau Clelia glücklich das andere Tiberufer erreicht hatte. Cora dagegen war ganz Ohr und drängte den Erzähler eifrig zum Fortfahren. Nur verlangte sie, daß alles reine buchstäbliche Wahrheit sei; ins Reich der Mythe mochte sie ihm nicht gerne folgen, und was ihr nach Dichtung klang, das tat sie mit einem kurzen Achselzucken ab. Während er redete, saß sie und flocht lange Ketten von goldgelben Ginsterblüten, die sie ihm um Hals und Arme schlang und die er ja nicht zerreißen durfte. Die Lachtaube gurrte über ihnen, und der Wiedehopf mit seinem nickenden Schopfe kam furchtlos im Grase heran, um in nächster Nähe von Coras Fuß nach Würmern zu picken. Wenn dann der Gong

vom Hause her zur Teestunde rief, so führte sie den jungen Mann an den goldenen Ketten, die sie ihm angelegt hatte, zur Mutter.

Mit den Kindern wurde Willibald selber wieder zum Kind und holte nach, was er in eigenen Jugendtagen versäumt hatte. Sie zogen gemeinsam mit Schmetterlingsnetzen aus, wobei Lando nicht begreifen konnte, warum der Erzieher ihm nicht erlauben wollte, die Falter aufzuspießen oder ihnen zum Vergnügen die Flügel auszureißen, sondern, wenn man sie genugsam betrachtet und sich an ihrer Farbenpracht gesättigt hatte, die Gefangenen wieder fliegen ließ. An steilen sonnigen Halden kletterten sie hinauf und pflückten blaublühenden Lavendel, dessen Stengel sie zu duftenden Kolben für Arabellas Wäscheschrank zusammenflochten. Durch das dichteste Felsgebüsch kroch er mit den Kindern, half ihnen einen leeren Dachsbau ausgraben, Igel und Siebenschläfer aufstöbern, und als sie eines Abends ein Käuzchen nach Hause brachten, zeigte der Kapitän sich hoch erfreut, nahm es ihnen aber sogleich ab, um sich seiner bei Beginn der Vogeljagd zu bedienen.

Im Walde tauschten Lehrer und Schülerin ihre Rollen. Willibald, der seine Kindheit in der Stadt zwischen öden Häusermassen verbracht hatte, empfand etwas wie Ehrfurcht vor dem kleinen Mädchen, das ihn alle Waldstimmen unterscheiden lehrte und aus dem veränderten Rufe des Kuckucks die Ankündigung heraushörte, daß der Vogel bald zu reisen gedenke. Ihm hatten die alltäglichsten Erscheinungen etwas Wunderbares, und kleine Schätze, die sie für ihn sammelte, bewahrte er als Heiligtümer auf.

Da hieß es:

Gefällt Ihnen diese Häherfeder? — Soll ich Ihnen die schöne Orchidee dort aus den Büschen holen? — Sehen Sie hier das leere Zikadengehäuse mit den dummen glotzenden Augen!

Willibald hielt die gefundenen Gegenstände forschend in der Hand, aber bevor er mit ihrer Ergründung fertig war, gab es schon etwas Neues.

Ein Vogelnest, worein weiße Wolleflocken versponnen waren, veranlaßte sie zu einer längeren naturgeschichtlichen Abhandlung: Wenn es den Schafen zu heiß wird, so streichen sie sich im Gebüsch die Wolle ab, dann kommen die Vögel und holen aus Dorn und Dickicht die Flocken weg. Die Vögel können alles brauchen. Nur Menschenhaare sind ihnen gefährlich. Wir halten alle Mägde an, kein ausgegangenes Haar zum Fenster hinauszuwerfen. Die Vögel verwickeln sich mit ihren kleinen Füßchen darein und gehen elend zugrunde. Aber man kann mit den Mägden nicht fertig werden, setzte sie mit einem altklugen Seufzer hinzu, der aus dem Kindermunde gar zu drollig klang.

Dabei war ihre Stimme selber wie Vogelgezwitscher, und Willibald horchte auf ihre Reden wie auf lauter unmittelbare Offenbarungen aus dem Innersten der Natur.

Wenn er aber mit dem Fuße an ein dürres Hölzchen stieß und dieses plötzlich Flügel ausspannte um als Insekt davonzufliegen, oder ein verwelktes Eichblatt am Boden sich als äffende Moosart enthüllte, so lachte sie unbändig über seine Verblüffung.

Seine kleine Freundin hatte ihm bald ihr ganzes Vertrauen geschenkt und verhehlte ihm nicht, daß sie ihren Vater haßte, ohne die Schwächen der Mutter zu verkennen, als deren Schutzgeist sie sich fühlte. Denn wer wäre sonst für die Arme eingetreten? Es tat ihr so wohl, sich alle Not und Herzensangst von der Seele reden zu können. Sie erzählte ihm von den gewaltsamen Auftritten, die zwischen Mann und Frau stattzufinden pflegten, besonders des Abends, wenn Kinder und Dienstboten zur Ruhe waren und die beiden noch allein im Salotto zurückblieben. Dann duldete es Cora nicht im Bette, sie hockte im Dunkeln auf der obersten Treppenstufe und horchte auf den Wortwechsel, der sich drunten erhob, um sogleich dazwischenzuspringen, wenn der Streit eine gefährliche Wendung nahm. Aber niemals gelang es ihren Vorstellungen, die Mutter zu einem vorsichtigeren Betragen zu veranlassen; gleich bei der nächsten Gelegenheit reizte sie den heftigen

Mann aufs neue durch ihren Widerspruch. Jetzt ging es ja besser, seit Willibald dazwischen stand und sich beide mehr in acht nahmen. Aber noch am Tag vor seiner Ankunft war es zu schlimmen Händeln gekommen, der Vater brüllte und wollte sich auf die Mutter stürzen, Cora konnte sie nur noch auseinanderhalten, indem sie die heißen Brotlaibe zwischen beide warf.

Die Brotlaibe? fragte Willibald mit Verwunderung, als sie ihm diese Geschichte erzählte.

Ja, die Brotlaibe. Sie waren eben aus dem Backofen gekommen und lagen glühend heiß im Hausflur aufgeschichtet; die haben beide zur Besinnung gebracht.

Der Gast wußte nicht, ob ihm das Lachen oder das Weinen näher war, denn das Kind, das ihm in kummervollem Tone, aber doch ganz unbefangen von diesen Vorgängen sprach, als ob sie zu den natürlichen Erscheinungen des Familienlebens gehörten, jammerte ihn unsäglich. Er dankte seinem Schicksal, daß es ihn hergeführt hatte, um den beiden gequälten Geschöpfen eine Stütze zu sein, der armen unklugen Mutter, die es so gut meinte und durch ihr Ungeschick alles verdarb, und der bedauernswerten Tochter, die über der undankbaren Aufgabe, als Wellenbrecher zwischen den Eltern zu stehen, ihr Kindheitsparadies einbüßte.

Aber auch um die Prachtgestalt des Kapitäns tat es ihm leid; wohin sollte der Unglückliche mit all der Lebensfülle, die ihm aus den Augen funkelte, in der Einsamkeit von Miravalle und in dieser Ehe! Man hätte ihn mögen an der Spitze seiner Schwadron hinfliegen sehen, den Säbel in der Faust, das dröhnende Metall seiner Stimme im Kommando entladend. Auch er wäre ein anderer gewesen ohne den stündlichen Widerspruch, der sein ganzes Wesen verbitterte.

Heiraten Sie nie in eine fremde Nation, sagte er bei jeder Gelegenheit zu Willibald und zitierte das toskanische Sprichwort:

Ochsen und Frauen
Hol' aus den eigenen Gauen!

Mit ein wenig Verständnis hätte ihn Arabella um den Finger gewickelt. Aber sie wollte auf seine Eigenheiten nicht eingehen und die Bedingungen, aus denen er herkam, nicht gelten lassen. Verkehr mit den Nachbarn, der für beide Teile eine Wohltat gewesen wäre, pflegten sie keinen. Ihre Verwandten, von denen verschiedene in Italien lebten, hielt er sich nach Möglichkeit vom Leibe, und sie tat das gleiche mit den Seinigen. Nur an einer Schwester des Kapitäns schien Arabella mit Zuneigung zu hängen, und die Kinder sprachen von dieser Tante Costanza wie von einer guten Fee, aber sie war tief unten im Süden verheiratet, und man sah sich selten. So blieb dem vereinsamten verärgerten Manne nichts übrig als seine Bauern zu zanken und die kleine Nerina, das einzige Wesen, das ihm mit Liebe anhing, rettungslos zu verziehen. Der Gast begriff das alles, er sah, daß in dieser Ehe Recht und Unrecht nicht zu trennen war. Aber daß die unschuldige Cora die Sünden beider Teile büßen mußte, das erfüllte ihn mit unaussprechlichem, in tiefe Zärtlichkeit getauchtem Mitleid.

Es waren seine schönsten Stunden, wenn das verängstigte Gemüt des Mädchens sich ihm aufschloß und wenn in ihren seltsamen Augen jener tiefe grüne Glanz aufleuchtete, der alle Geheimnisse des Waldes zu bergen schien. Er nahm es auch Lando gar nicht übel, daß er sich auf ihren Spaziergängen zuweilen in die Büsche verlor, um eigenen Liebhabereien nachzugehen und ihn mit seiner Schülerin allein ließ.

Ging ihnen der Gesprächsstoff aus, so sang sie mit ihrer Vogelkehle und dem natürlichen Gehör, das sie vom Vater geerbt hatte, allerlei Lieder vor sich hin, die ihr auf der Landstraße oder bei den Bauern auf der Tenne angeflogen waren, und es setzte den armen Hofmeister in nicht geringe Verlegenheit, daß zuweilen aus dem reinsten Munde die verfänglichsten Worte kamen, deren Sinn der junge Singvogel selber nicht verstand. Es war rührend und lächerlich zugleich, wie sie solche Worte mit liebevoller Deutlichkeit aussprach, als müßte sie einem jeden sein Recht angedeihen lassen,

und zuweilen dabei stehenblieb, um sich unbefangen einen Dorn aus dem Fuße zu ziehen, denn sie ging im Freien gerne barfuß, und ihre schönen hochgeschwungenen Sohlen waren so abgehärtet, daß sie schmerzlos über das wildeste Steingeröll hüpfte. Durch tausend kleine Dienste zeigte sie ihm ihre Anhänglichkeit, und mitunter blieb sie plötzlich stehen und sagte aus tiefstem Herzen heraus: Sie dürfen uns niemals, niemals verlassen.

Einmal fanden sie eine weiß und grau gefleckte Schlange mit eingeschlagenem Kopf am Wege. Willibald betrachtete mit Bedauern das schöne Tier, da klagte Cora:

Das hat gewiß Papa getan, er schlägt die Schlangen tot, wo er sie findet. Er hält sie allesamt für giftig, und das sind sie doch nicht. Die Schlangen sind so schöne Tiere. Lieben Sie die Schlangen, Herr Willibald?

Willibald bejahte und das Kind fuhr fort:

Unsere Bauern sagen, wer unvermutet eine Schlange erblicke, müsse binnen Jahresfrist sterben. Unsere Bauern sind so abergläubisch. Mama und ich wir fürchten uns gar nicht vor Schlangen, ich nehme sie sogar in die Hand, wenn ich sie fassen kann, und sie beißen mich nicht. Aber Papa gibt den Bauern recht, natürlich nur um Mama zu ärgern.

Willibald, der als Junge Schlangen im Käfig gehalten hatte, ergriff gerne die Gelegenheit sich auch einmal als Kenner der Natur zu erweisen und hielt einen kleinen Vortrag über die Kennzeichen der Giftschlangen, wobei Cora andächtig an seinem Munde hing; daß das erschlagene Tier zu den Nattern gehörte und daß die Nattern keinen Giftzahn haben, schien ihr eine große Genugtuung zu gewähren.

Das müssen Sie Papa erklären, sagte sie ernsthaft, als er fertig war, Ihnen wird er glauben.

Willibald versprach im ersten günstigen Augenblick das Bekehrungswerk zu beginnen, denn er hatte schon selber mit Bekümmernis gesehen, daß der Kapitän gegen alles, was auf dem

Bauche kriecht, einen wahren Vernichtungskrieg führte und nicht einmal die Blindschleichen verschonte. Er brachte auch richtig eines Abends einen Band Naturgeschichte hervor, worin verschiedene Schlangenarten, giftige und ungiftige, abgebildet waren, und zeigte sie wie zufällig den Kindern, indem er die nötigen Erläuterungen dazu gab. Der Kapitän blickte herablassend über Willibalds Achsel mit ins Buch, und vielleicht hätte er jetzt ein altes Vorurteil abgelegt, wäre nicht der böse Geist in Arabellas Zunge gefahren, daß sie ihm triumphierend zurief:

Siehst du, Orlando, daß die Nattern keine Giftschlangen sind. Wie oft hab' ich dir's gesagt, aber du wolltest nicht hören.

Da fuhr der heftige Mann mit einem Fluch in die Höhe, pfiff seinen Hunden und ging trotzig in die Nacht hinaus.

In solchen Augenblicken hätte Willibald ihr den Mund zuhalten mögen, und er konnte auf die arme törichte Frau bitterböse werden. Wenn er ihr aber ganz zart und leise eine Vorstellung machen wollte, so begriff sie ihn nicht und blieb dabei, was wahr sei, dürfe man auch sagen.

Willibald wußte durch seinen Freund, daß die Heirat dieser zwei den schwersten Hindernissen abgerungen worden war, und daß sie sich dann in der Ehe, frei von jedem äußeren Zwang, in einen gegenseitigen Haß hinein geliebt hatten. Die stille, stetige Gereiztheit, die er vor sich sah, war der letzte Rest einer großen Leidenschaft, der tägliche Hader die einzige Form, wie die zwei Gatten sich noch miteinander beschäftigen konnten. Arabella verfolgte zwar mit ihren Reden meist eine moralische Absicht, aber diese verkehrte sich augenblicklich in ihr Gegenteil. Herr Corradi dagegen hatten keinen Zweck als zu verletzen, und er verstand es vor allem meisterhaft, seine Frau auf einen Irrweg zu locken und dann mit kaltem Lächeln, hinter dem eine wilde Schadenfreude bebte, vor aller Augen bloßzustellen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Und dieses verbitterte grausame Gefühl war einst Liebe, dachte Willibald mit Entsetzen. Wenn so die schönsten Täuschungen enden, dann ist es besser einsam durchs Leben zu gehen.
Am gefährlichsten war es während der langen Tafelstunden, denn fast um jeden Gesprächsgegenstand lag heimlicher Zündstoff aufgehäuft, dessen Dasein Willibald sofort an der verängstigten Miene Coras erriet, die ihre Augen in stummem Flehen auf ihn wie auf einen Schutzheiligen richtete. Und jedesmal, wenn es gelungen war, die drohende Entladung zu verhindern, begegnete seine Seele der des Mädchens im gleichen Erlösungsgefühl.
Die unglückliche Arabella verschmachtete in der Gewitterstille dieses Daseins nach einem Tropfen Freude und Erfrischung. Zweimal täglich stieg sie auf ihren Luginsland, einen hohen Rasenbuckel vor dem Hause, von wo man die Landstraße drunten auf eine weite Strecke übersah. Da oben harrte sie auf das Erscheinen des Postboten, den ihr scharfes Auge schon erkannte, wenn er als winziger Punkt in fernster Ferne auftauchte. Denn Arabella erwartete Briefe, sie wußte selber nicht von wem, erfreuende Nachrichten, die irgendwoher kommen sollten. Aber diese Nachrichten kamen niemals, denn da sie selber wenig schrieb, weil der Kapitän ihr die Ausgaben für Briefporto beschränkte, erhielt auch sie keine Briefe, außer dann und wann von ihren Verwandten. Aber trotz der Enttäuschung wartete sie jeden Tag aufs neue, und die Kinder, die es so gewohnt waren, warteten mit. Der Kapitän sah sie dann nur mit einem mitleidigen Lächeln an, wenn er vorüberging. Jetzt half auch Willibald auf dem Luginsland warten und stimmte in den Jubelruf der andern ein, wenn er tief drunten den Mann mit seiner umgehängten Brieftasche unter einer Wolke von weißem Staub heranschreiten sah. Aber er hatte ein Recht dazu, denn er erhielt Briefe aus der Heimat, vor allem von seinem treuen Mütterlein.
Man lebte auf Miravalle wie auf einer entlegenen Insel, die der Ozean umschließt. Kein Besuch, kein Zeitungsblatt fand den

Weg herauf. Höchstens daß ab und zu ein Wandersmann sich von oben her durch die Wald- und Feldwege in das Corradische Gut verirrte, wovon die Hausbewohner jedesmal durch ein rasendes Hundegebell benachrichtigt wurden. Das Fleisch wurde zweimal wöchentlich durch einen der Bauern aus der nächsten Ortschaft geholt. Alles andere, Brot und Gemüse, Öl und Wein lieferte das Gut selber. Bücher gab es auch keine. Ihre geistige Nahrung sog Arabella aus ein paar alten Jahrgängen einer englischen illustrierten Zeitschrift, die sie wieder und wieder las und mit deren Inhalt sie Willibald beim Nachmittagstee auf dem Rasenplatz vor dem Hause eingehend bekannt machte.

Die Teestunde war das letzte, was sie mit ihren heimatlichen Erinnerungen verknüpfte. Die ließ sie sich nicht verkümmern. Home, sweet home. Sie sprach mit dem Gast und den Kindern englisch, indes ihre schönen Hände Tee eingossen und Brötchen strichen. Und dann begann Arabella zu erzählen. Aber niemand hörte ihr zu außer dem höflichen Gast, der diese Teestunden unter die schwereren Geduldsproben seines Amtes rechnete. Denn sie verlor beständig den Faden, stockte, suchte nach Worten und erzählte den novellistischen Inhalt des Blattes als wirkliche Begebenheit mit. Der Kapitän hämmerte mittlerweile auf dem Klavier, und sein Spiel war kaum von einer Drehorgel zu unterscheiden. Lando verschlang in Stille und Schnelligkeit, was er an gestrichenen Brötchen erwischen konnte und empfahl sich. Auch Cora pflegte sehr bald zu verschwinden, man hörte nur noch ihre Stimme aus den Baumwipfeln zwitschern wie die eines jungen, noch ungeschulten Singvogels.

Diese Stimme war Willibalds Entzücken; es schwang etwas darin mit, für das er keinen Ausdruck fand, das ihm aber unwiderstehlich in die Seele drang. Und ihr feines Gehör nötigte ihm, der sein bißchen Musik mehr dem Fleiß und der Übung als der Natur verdankte, Bewunderung ab. Sie sang jedes Lied, das sie einmal gehört hatte, aus dem Gedächtnis nach. Niemand hatte

auch nur daran gedacht, ihr die Noten beizubringen. Willibald übernahm es noch zu seinen anderen Obliegenheiten hin, das Versäumte nachzuholen; für den Anfang reichten seine Fertigkeiten aus. Später brauchte es einen besseren Unterricht, um eine solche Gottesgabe nicht verkümmern zu lassen.

Aber Arabella zuckte die Achseln, wenn er ihr davon sprach, und warnte ihn, die Sache ja dem Vater gegenüber nicht zu berühren. Der habe schon ein für allemal erklärt, wer musikalisch sei, singe und spiele von Natur, die Lerchen und Amseln hätten ja auch keinen Unterricht.

Man darf ihm überhaupt nicht zuviel von Cora sprechen, sagte sie einmal leise bei solcher Gelegenheit. — Sie haben ja gewiß bemerkt, daß er dieses Kind nicht liebt. Warum? Das ist eine traurige Geschichte, aber Sie sollen sie wissen, weil Sie nun doch zu uns gehören. Cora hat als Kind den Tod eines Brüderchens veranlaßt, freilich ohne dafür zu können. Wir hatten nämlich noch einen älteren Knaben, er hieß gleichfalls Orlando nach meinem Mann und war sehr begabt und schön, er wäre das Ebenbild des Vaters geworden. Den ließ Cora, als er drei Jahre alt war, von der Schaukel fallen. Sie erinnert sich nicht mehr daran, sie war selber damals noch so jung. Auch starb das Kind nicht gleich, es siechte nach dem Fall so hin und verlosch ein paar Wochen später. Mein Mann verkaufte bald danach unsern ersten Besitz, und wir zogen hierher; an dem neuen Ort verwischten sich die alten Eindrücke in dem Kinderhirn. Hier kam der zweite Lando zur Welt, aber er konnte den ersten nicht ersetzen. Mein Mann vergißt den toten Knaben nie, und immer bin ich in Sorge, daß er einmal dem armen Kind ihre unbewußte Schuld vorwerfe und ihre junge Seele damit vergifte. Es ist gerade, als ob seine Abneigung sie nicht aufblühen lasse. Sie sollten einmal sehen, wie das Kind sich verändert, wenn der Vater nur auf vierzehn Tage aus dem Hause geht; sie sieht dann aus, als könnte sie eine Schönheit werden. Aber kaum ist er zurück, so kommen auch die hohlen

Wangen wieder, und in kurzem ist sie bleich und mager wie zuvor.

Seit Willibald diese Unglücksgeschichte kannte, erschien das Mädchen ihm noch rührender und heiliger, als ob ein Gott sie heimlich gezeichnet und damit zugleich über alle andern erhoben hätte. Immer meinte er, tief im Grunde ihrer traurigen Augen die Ahnung ihrer Schuld schlummern zu sehen. Daß man sie nur zart genug anfaßte! Daß nur niemand sie zum Wissen erweckte! Doppelt verargte er es jetzt der Mutter, daß sie nicht ihren Widerspruchsgeist besser bezähmte, um die Zusammenstöße zwischen Vater und Tochter zu vermeiden, die bei des Kapitäns aufwallender Gemütsart früher oder später die traurige Entdeckung herbeiführen mußten.

Als der Weizen geschnitten wurde, erhielten die Kinder Ferien, um die Lust der Feldarbeit zu teilen. Von früh bis spät hallten rings um den Berghang die eintönigen Stornelli der Schnitterinnen, die sich Antwort gaben. Mitten unter diesen sichelte Cora, den großen Strohhut auf dem Kopf, und ihre mageren kindlichen Arme bewegten sich so gewandt, wie wenn sie nie etwas anderes getan hätten. Auch Lando vergaß seine Faulheit und schaffte wacker mit. Willibald erbat sich gleichfalls eine Sichel, aber er hantierte damit so ungeschickt, daß sein Zögling zu lachen begann. Darüber ärgerte er sich, fuhr blindlings zu und traf sich in den Daumen. Der Schnitt war tief und blutete stark. Einer der Bauern wollte ihm nach ländlichem Brauch Erde auf die Wunde legen, aber Cora sprang scheltend dazwischen. Sie lief, daß ihr die kurzen Röcke um die hageren Beine schlugen, und kam blitzschnell mit steriliſiertem Verbandzeug zurück, das sie aus dem Medizinschrank ihrer Mutter geholt hatte.

Arabella folgte ihr in mäßigerer Eile die sonnenglühende Halde herab; bevor sie mit ihrer Strafpredigt an die Bauern über den gefährlichen Unverstand ihres Heilverfahrens zu Ende war, hatte das flinke Kind die Wunde gewaschen, mit einem desinfizierenden

Pulver bestreut und verbunden. In ihrer Geschäftigkeit merkte sie nicht, daß ihr Patient auf einmal alle Farbe verloren hatte. Aber die Bäuerinnen, die herumstanden, stießen sich an, und eine lief eilends weg, um ein Glas Rotwein zu holen, das sie ihm reichte mit den Worten:

Dem Herrn ist schlecht geworden vom Blutverlust, der Herr trinke einen Tropfen, um sich zu erholen.

Willibald dankte. Ihm war nicht schlecht geworden vom Blutverlust: als Coras Hände ihn berührten und den verletzten Daumen hin und her wandten, war ihm auf einmal, er wußte nicht wie, alles Blut zum Herzen zurückgeströmt und wurde dort festgehalten, daß sich seine ganze Haut mit kalter Blässe bedeckte. Er ward sich dieses Vorgangs erst bewußt, als die Bäuerin ihm den Wein aufdrängen wollte, da brach das zurückgestaute Blut in einer jähen Welle hervor und tauchte sein Gesicht in Purpur. Er entzog sich den erstaunten Blicken und warf sich im Schatten einer Steineiche nieder. Cora folgte ihm ängstlich und fragte, ob ihn der Daumen schmerze. Willibald verneinte fast mit Zorn, da sah ihn das Kind verwundert an und brach dann in ein lustiges Lachen aus, weil sie glaubte, der Herr Hofmeister schäme sich an seiner Ungeschicklichkeit.

Dieses Lachen brachte ihn wieder zu sich, er saß stille und besann sich, was ihm denn eigentlich geschehen sei, während Cora wieder in den hohen goldschimmernden Ähren untertauchte, um zu schneiden, zu häufeln und den hüttenähnlichen toskanischen Schober mit dem steilen Dach aufschichten zu helfen, an dem der Regen glatt herabfließen kann. Dazu sang sie mit der fremdartig süßen Stimme eines der leichtfertigen Liebeslieder, die Willibald aus diesem Munde nicht hören konnte.

Er sprang auf und rannte wie gejagt über die Felder durch die schweigende Pineta bis hinaus in die einsame, weitgedehnte Kastanienwaldung, wo ihn kein menschlicher Laut mehr erreichte.

An diesem Mittag mußte er mit Arabella allein bei Tische sitzen, denn der Kapitän war über Land gegangen, und die Kinder zogen es vor, mit den Bauern zu essen, die sich auf einem flachen, abgemähten Wiesenfleck unterhalb des Berghangs im Schatten niedergelassen hatten; nicht aus Freude an der Natur, sondern um Zeit zu sparen, denn wenn sie ihrem Geschmacke folgten, hockten sie sich viel lieber in ihre rauchige, fensterlose Küche. Ein grobes, linnenes Tischtuch war am Boden ausgebreitet, worauf eine Schüssel mit gesalzenem Thunfisch stand; für jeden lag ein mächtiges Stück Schwarzbrot und eine Gabel da, mit der er zugreifen konnte, und der Fiasco ging ohne Gläser von Hand zu Hand.

Willibald konnte vom Fenster des Eßzimmers gerade auf die tafelnde Gruppe hinunterblicken, die lustigen Stimmen der Kinder, die sich mit den bäuerlichen Gastgebern neckten, drangen bis herauf, daß er vor lauter Sehnsucht mit am Boden zu sitzen und den Fiasco aus Coras Hand zu empfangen, heute an der wohlbestellten Tafel keinen Bissen hinunterbrachte. Die Bauern hatten ihm zwar, als er vorhin vorüberging, das übliche: vuol favorire? (Wollen Sie mithalten?) zugerufen, aber da er nicht mitgeschafft hatte, war das gastliche Angebot nur eine Formel. Die Wunde an seinem Daumen brannte, mehr noch brannte ihn sein Ungeschick, da es ihm doch sonst an körperlicher Gewandtheit nicht fehlte, und er konnte die kindische Empfindung nicht loswerden, als sei er um etwas ausgesucht Schönes und Beglückendes, einen der seltenen Freudentage, die nicht wiederkehren, schmählich verkürzt worden.

Innerlich schmollend — er wußte selber nicht, mit wem — legte er sich nach Tisch in den Wald unter eine Pinie, um Siesta zu halten. Die Luft glühte, aus dem Stamme quoll das geschmolzene Harz und duftete verzückt, über seinem Haupte zerbarst dann und wann ein Pinienzapfen mit lautem Knall, und ringsumher war das ununterbrochene, gleichmäßig schrille Geschmetter der Zikaden,

das die Denkkraft lähmt und die eingelullte Seele ins Element zurückruft. Jenseits des Grabens, in dem ein dünner Wasserfaden schlich, stand eine Gruppe langer schlanker Pappeln, zwischen die sich eine weißstämmige junge Birke verirrt hatte. Die Pappeln waren nach toskanischer Sitte kahl bis nahe zum Wipfel und glichen hohen Fahnenmasten, woran kurze Wimpelchen flattern. Eine von ihnen war seltsam schief gewachsen und lag mit ihrem Stamm beinahe wagrecht in den Ästen einer breiter belaubten Nachbarin, daß es aussah, als wäre sie in Ohnmacht gefallen und würde von der anderen mitleidig gestützt. Willibald vertiefte sich in den Anblick dieses Naturspiels, bis ihm die Augen schwer wurden und das mitgebrachte Buch aus seiner Hand rollte.

Plötzlich stand Cora lang und schlank im weißen Kleide vor ihm.

Gehörst du eigentlich zum Geschlecht der Birken oder der Pappeln? fragte er.

Ich gehöre zu dem der Pinien, die sind das ganze Jahr grün, sagte sie ruhig, und wie sie das sagte, verwandelten sich ihre Haare in lange grüne Nadeln, und Willibald erwachte.

Was geht mit mir vor, fragte er sich selber bestürzt, daß ich dieses Kind schlafend und wachend vor mir sehe?

Jetzt schimmerte es weiß durch die Zweige, er hob die Augen und erkannte Arabella, die langsam unter den Pinien auf ihn zukam. Ihr schweres Gesicht sah belebter aus, sie setzte sich nahe zu ihm und begann liebreich von all dem Guten zu sprechen, das sie ihm dankte.

Sie ahnen nicht, in welcher Einöde ich gelebt habe, bevor Sie kamen, sagte sie. Ich selber kann mir die Zeit kaum mehr vorstellen. Daß nur nichts diesen schönen Frieden stört. Versprechen Sie mir eins, Willibald.

Er nickte still und leise verwundert; sie hatte ihn bisher nie mit dem Vornamen angeredet.

In kurzem wird die Vogeljagd beginnen, hob sie wieder an. Er wird Sie gewiß auffordern, ihn zu begleiten (sie sprach von ihrem

Manne immer nur als er). Es wird Ihnen zuwider sein, ich weiß es, und Sie können ja ausweichen. Aber reizen Sie ihn nie durch Widerspruch, es würde doch nichts helfen und ihn nur erbittern. Versprechen Sie mir, vorsichtig zu sein.

Ich bin ja immer vorsichtig, antwortete Willibald und konnte nicht umhin über diesen Rat aus Arabellas Munde zu lächeln.

Ich weiß, was Sie denken, sagte diese. Aber ich habe viel in diesen Monaten von Ihnen gelernt. Hätte ich nur früher schon einen solchen Freund und Ratgeber um mich gehabt.

Sie hatte während des Redens ihre Hand auf die seinige gelegt, zog sie aber rasch zurück und setzte sich etwas abseits. Auf dem schmalen Fahrweg unterhalb der Pineta ging soeben der Kapitän mit den Hunden vorüber.

Eines Morgens knallte es in aller Frühe vor Willibalds Fenster im Walde. Da wußte er, daß die Jagd begonnen hatte, und fürchtete stündlich, dazu eingeladen zu werden. Er sah an der Vogelhütte Vorrichtungen treffen, mit denen er nicht wünschte, näher bekannt zu werden. Dieser Ort war ihm von jeher unheimlich wie eine Mordstelle. Die Bäume kränkelten und verdorrten ringsumher von den Kugeln früherer Jahre, die ihnen bis ins Herz gedrungen waren.

Aber der Kapitän sagte kein Wort von Mitkommen, er war überhaupt nicht mehr so freundlich mit Willibald wie in den ersten Wochen, und neuerdings meinte dieser oft einen ironischen Ton aus seinen Worten herauszuhören. Doch kam ihm diese Veränderung nur halb zum Bewußtsein; sein Inneres war in zu starker Bewegung. Jede Nacht mußte er von Cora träumen, er sah sie dann erwachsen und zur Schönheit gereift, und wenn sie ihm wieder leibhaft entgegentrat, so wunderte er sich, daß sie noch so klein und unentwickelt war. Da er den harmlosen Ton von früher nicht mehr finden konnte, bemühte er sich, im Umgang mit seiner Schülerin mehr den Ernst des Lehrers hervorzukehren. Aber Cora, die sich gewöhnt hatte, den älteren Spielkameraden in ihm

zu sehen, lachte ihn aus, so oft er eine würdevolle Haltung annahm, und brachte ihn damit oft ganz um die Fassung.
Um nicht zuviel an die Tochter zu denken, widmete er seine freie Zeit der Mutter. Auf gemeinsamen Waldspaziergängen lief er nicht mehr mit den Kindern voran, sondern lieh Arabella seinen Arm, den sie gerne annahm, denn ihr Tritt war schwer, und sie pflegte bald zu ermüden. Er hörte geduldig ihre langen Erzählungen an, denen alles Salz fehlte, und war indessen mit seinen Gedanken anderswo.
Je mehr Arabella aufglänzte, desto mehr verdüsterte sich der Kapitän. Willibald sah oft seine Augen mit lauerndem Funkeln auf sich gerichtet, ohne zu begreifen, warum. Doch konnte er nicht mehr zweifeln in Ungnade zu sein, als ihm eines Morgens der Hausherr ohne ein Wort der Entschuldigung den Schüler vom Lernen wegholte, um ihn mit auf die Jagd zu nehmen. Der Lehrer zuckte zusammen und wollte Einsprache erheben, aber Arabella faßte unter dem Tisch beschwichtigend seine Hand. Es handelt sich ja nicht allein um Lando, wir andern sind auch noch da, sagte ihm dieser Händedruck. Sie schienen die Rollen getauscht zu haben, denn immer war sie es jetzt, die zur Geduld und Vorsicht mahnte.
Am Abend trat er zufällig in die Küche, da sah er die Drosseln am Spieße schmoren, zwölf arme nackte Leiber, je zwischen zwei Brotscheiben aufgereiht, mit den langen Schnäbeln und den großen runden Augen, die wie anklagend weit offen standen. Es hatte etwas Schauriges, wie sie sich langsam auf und nieder drehten, wobei die entfiederten Schädelchen mit einem Ruck bald vor-, bald rückwärts fielen, während Fett und Blut in die Kohlen tropfte und das Uhrwerk am Bratspieß leise dazu schnurrte. Die Küche sah beim Flackerschein der großen brennenden Scheiter wie der Schauplatz eines Verbrechens aus. Wie feurige Würmer, die sich krümmten, spritzten lange Funken um den Herd. Der Kapitän stand daneben und gab der Köchin, die nicht auf der

Höhe ihrer Kunst war, die nötigen Anweisungen. Lando hockte mit heraufgezogenen Knien auf einem Küchenstuhl und leckte sich gierig die Lippen. Und auch Cora half ohne jeden Widerwillen und behandelte die Angelegenheit äußerst sachlich. Da fühlte er sich plötzlich als Fremdling in diesem Kreise, er ging und setzte sich in die Laube zu Arabella.

Von Tag zu Tag wurde ihm Lando mehr aus der Hand genommen. Der Junge durfte das Gewehr oder die Jagdtasche des Vaters tragen und fiel zusehends in die alte Verwilderung zurück. Beschwerte sich Willibald gegen Arabella, so antwortete diese nur durch einen flehenden Blick.

Auch mit seinen Colonen, die ihm ohnehin aufsässig waren, hatte sich der Kapitän überworfen, und das vermehrte seine üble Laune. Sie hatten sich sämtlich gegen die neue Dreschmaschine, die er einführen wollte, gesperrt, teils weil sie überhaupt am Althergebrachten hingen, teils weil einer ihrer Vorgänger vor Jahren bei einem ähnlichen Neuerungsversuch des Padrone zu Schaden gekommen war. Darüber blieb die Frucht länger als sonst im Freien aufgeschichtet, zum Glück bei herrlichem Wetter, und von beiden Seiten gab es böses Blut. Am Ende behielten wie immer die Bauern recht, und für Willibald war es ein Genuß, als auf der glattgefegten Tenne, die blank war wie ein Tafeltuch, zwei prachtvolle weiße Ochsen von dem schönen toskanischen Schlag nach alter Sitte in bedächtigem Rundgang die Garben niedertraten, und dann die Dreschschlegel im schönen Takte erklangen, worauf zuletzt das Korn mit der Schaufel geworfen wurde, daß die Spreu rundum stiebte. Dem Kapitän aber war der Anblick der unbenutzten neuen Maschine, die im Schuppen stand und mit Verlust zurückgegeben werden mußte, eine Quelle täglicher Bitterkeit.

Später feierten die Bauern ein bescheidenes Fest auf der Tenne, zu dem auch die Herrschaft erschien, denn man wollte sich hüben und drüben die Verstimmung nicht anmerken lassen. Einer spielte den Dudelsack, die Mädchen tanzten mit den Mädchen, die Bur-

schen mit den Burschen, anders wäre es gegen die Sitte gewesen. Feurige Blicke flogen aus dem Mädchenkreis nach der stolzen Männlichkeit des Kapitäns, und die Wangen glühten, wenn er in die Nähe kam, er aber hielt sich streng in der Würde des Hausherrn und sprach mit keiner mehr, als es der Anlaß erheischte.

Arabella war eine leidenschaftliche Tänzerin, obwohl sie immer aus dem Takte kam. Sie hatte einen der Bauernburschen aufgefordert, der sich dadurch sehr geschmeichelt fühlte und sich so langsam und wichtig mit ihr im Kreise drehte, als vollzöge er eine ernsthafte Zeremonie. Willibald tanzte zu ihrer Freude gleichfalls mit ihr; als sie ihn aber ermahnte, sich jetzt die mit den Mädchen herumhüpfende Cora zu holen, wollte er nichts davon wissen, sondern blieb stumm und steif in der Ecke.

Erst als die jungen Leute zu einem beliebten Erntespiel zusammentraten, wurde er lebendig. Man stellte den Dreschschlegel mit dem Stock auf den Boden und während der Flegel in Schwung gesetzt wurde, mußte einer um den andern vortreten und versuchen, den Knauf, den sie den ‚Frate' nannten, zu küssen. Dazu bedurfte es nicht geringer Gewandtheit, und die wenigsten kamen bis zum Kuß, denn wer sich nicht flink genug zurückzog, dem konnte der umsausende Flegel den Kopf zerschmettern.

Was wollen Sie? fragte Cora erschrocken, als Willibald sich unter die Spielenden stellte.

Den Frate küssen, war seine kurze Antwort.

Gott behüte, dazu muß man viel gewandter sein, rief das Kind eifrig und faßte ihn am Arm.

Doch Willibald schüttelte sie ab, sprang den rechten Augenblick ersehend vor, küßte rasch den Frate, und bevor der Flegel ansauste, war er wieder in Sicherheit. Alles klatschte und rief Beifall, nur Cora war völlig entfärbt und schwieg, denn sie fürchtete, der Erfolg könnte ihren Freund zu einem zweiten Versuche anspornen. Der aber war zufrieden, die frühere Scharte ausgewetzt zu haben, weiter ging sein Ehrgeiz nicht. Er sah ruhig dem Spiel der an-

dern zu, bis der Kapitän das Zeichen zum Aufbruch gab, indem er sich erhob und leutselig sagte:

Nun gute Nacht miteinander, es wird spät. Oben in meinem Zimmer hab' ich heute früh den Schlaf gelassen, den will ich wieder aufsuchen.

Es war derselbe kleine Scherz, den er jedesmal machte, wenn er guter Laune war.

Die Bauern lachten und grüßten ehrerbietig. So herablassend war der Padrone seit lange nicht gewesen. Er hatte an jeden einzelnen wiederholt das Wort gerichtet: daß er dabei nur an Willibald hartnäckig vorübergegangen war, als ob er ihn nicht sehe, war von niemand als diesem selber bemerkt worden.

Nicht nur die Bauern setzten sich jeden Tag mit den Hühnern auf, auch die Gutsherrschaft ging frühzeitig schlafen. In den Sommermonaten zündete man auf Miravalle niemals ein Licht an; daran hatte sich Willibald wie an manche andere Besonderheit gewöhnen müssen. Heute war es ihm nicht möglich, dem allgemeinen Beispiel zu folgen und schon jetzt zur Ruhe zu gehen.

Er wanderte ein Stück weit längs der sanft absinkenden Stoppelfelder am Waldrand hin und ließ sich dann auf einem mit Thymian bewachsenen Steine nieder. Seit er den Frate geküßt hatte, schien ihm die Welt wieder ganz im Gleichgewicht. Er lächelte über sich selber: eine Kleinigkeit konnte dieses kindische Herz betrüben, eine Kleinigkeit machte es wieder froh!

Und jetzt noch einen Nachttrunk aus dem Becher der Schönheit. Sein ganzes Wesen löste sich auf in Schauen und Lauschen. In der weiten Talebene nistete schon die Dämmerung. Nur im Westen, wo eben das letzte Leuchten verglomm, blitzte noch in fernster Ferne die silberne Schlinge des Arnostroms auf. Aus den Wäldern von Vallombrosa sandten die Meiler gewaltige Rauchwolken in den klaren Himmel, dahinter verdämmerten in blässeren Umrissen die Berge des Casentino. Könnte er nur diese entzückenden Höhenzüge, die sich dreifach hintereinander aufbauten, ganz wie er sie

vor sich sah, für immer in seiner Seele festhalten! — Der Gedanke an den Herbst und an das Scheiden trat ihm plötzlich nahe. Doch nur für einen Augenblick. Die Sinne hatten noch zu viel zu tun. Die Augen mußten mit den großen weißen Wolken, woran die letzten Purpurfetzen hingen, über die unendliche hochgeschwungene Kuppel hinwandern und die ersten noch blassen Sterne zählen. Sein Ohr mußte sich den Grillen hingeben, die mit leiserem Gezirpe das leidenschaftliche Schmettern der Zikaden abgelöst hatten und sich harmonisch zum fernen Gesang der Unken stimmten. Ab und zu hallte aus der Ferne ein dröhnender Schlag, der so eigen mit den Stimmen des Abends zusammenklang, daß Willibald sich gar nicht fragte, woher er eigentlich komme.

Dazwischen murmelte in der Tiefe ein Bächlein, die Violana, von der ihm Cora erzählt hatte, daß in ihrem Wasser die Hexen ihre Wäsche wüschen. Gerade unterhalb des Corradischen Gutes an der Straße bei dem kleinen Brücklein, das fast in jedem Frühjahr von den Wellen weggerissen wurde, lag die Stelle, an der man nach Sonnenuntergang nicht gerne vorüberging, weil dort die Hexen im Mondschein die Wäsche trockneten. Am liebsten kamen sie in den Vollmondnächten. — Sie wissen doch, daß der Vollmond wärmt? Mama will es nicht glauben, aber es ist wirklich so, hatte das Kind eifrig hinzugesetzt, und seither achtete Willibald ganz besonders auf den Vollmond, wobei er sich zuweilen einbildete, daß er wirklich eine leichte Wärme ausstrahle.

Aber heute stand der Mond im ersten Viertel, also hatten die Hexen wohl nicht die Absicht zu kommen. Das weiße Gespenst, das eben vorüberstrich, war ein fremder Schäferhund. Willibald kannte das Tier, das in der Dämmerstunde hungrig um die Villa zu schleichen pflegte, weil sein Herr, der Bauer Canali, der das Gehöft an der Schlucht besaß, ihm nichts zu fressen gab. Er kannte sogar den uralten, hundertmal abgenagten Knochen, den es im Maule trug, es war derselbe, den er ein paar Tage zuvor mit Cora auf der Wiese vergraben hatte, weil ihn Rino und

Biancone beständig als Spielzeug herumschleppten: der arme, halbverhungerte Köter hatte ihn gewittert und wieder ausgescharrt.

Die Schatten stiegen aus dem Tale immer höher herauf, die schmale Mondsichel färbte sich blutrot und begann zu sinken. Büsche und Gräser waren schon naß vom Tau. Willibald wollte aufstehen, um nach Hause zu gehen, aber vom Zauber der nahenden Nacht umstrickt blieb er sitzen und spann sich in seine Gedanken ein.

Da störte ihn ein Kuckucksruf und wieder einer ganz aus der Nähe auf. Was fiel nur dem Kuckuck ein, daß er im Dunkeln sang? — Willibald glaubte ihn überhaupt schon lange abgezogen. — Gedankenlos sagte er ein Kinderverschen vor sich hin, das er von Cora gelernt hatte:

Wenn die Eul' am Tage schreit,
Kuckuck in der Dunkelheit,
Dann ist großes Leid nicht weit.

Der Kuckuck rief wieder. Großes Leid, dachte der Hörer sich besinnend, und jetzt stand er wirklich auf. Er nahm ein Steinchen und warf es in der Richtung, wo er den Unglückspropheten vermutete, um ihn zum Schweigen zu bringen. Aber der ließ sich nicht stören, offenbar befand er sich ganz anderswo.

Daß uns doch der Aberglaube auf Schritt und Tritt im Nacken sitzt, dachte Willibald. Hat man ihn aus der Zahl Dreizehn und aus dem unschuldigen Freitag hinausgetrieben, so kommt er gar in einem Kinderreim zurück. — Er wünschte dem nächtlichen Sänger viel Vergnügen und trat den Heimweg an.

Ganz schnell war es tief dunkel geworden. Wie die Tage auf Miravalle das Hellste, Strahlendste waren, was es geben konnte, so waren die Nächte dort das Allerschwärzeste. Nur wenige Lichtlein drunten in der Finsternis des Tals — die Landleute schliefen längst in ihren zerstreuten Gehöften — und im allerfernsten Westen

ein matter Schimmer, der eine größere Ansiedlung verriet. Von oben warfen die Bergwälder tiefe Schatten herein. Ein Gewölke, das von Norden herzog, verschlang die Sterne. Weicher, tiefschwarzer Samt umgab rings den Nachtschwärmer. Jetzt hieß es aufpassen, um richtig nach Hause zu finden.

Der Ortssinn gehörte nicht zu Willibalds starken Seiten; er machte dafür die Kinderjahre in der Stadt und eine allzu ängstliche mütterliche Obhut verantwortlich. Heute sollte er diesen Mangel zu spüren bekommen. So nahe die Villa sein mußte, er konnte sie nicht erreichen. Zuerst ging er zuversichtlich ein Stück weit der Richtung, wo er sie vermutete, nach, da trat er plötzlich in einen schlammigen Graben, der ihn belehrte, daß er auf dem falschen Wege war. Er kehrte um und bewegte sich vorsichtig weiter, bis ein festerer Boden unter seinen Füßen und ein Wagengeleise ihn hoffen ließen, den Fahrweg gefunden zu haben, der vom Gehölz nach der Villa führte und in deren Nähe als schöner breiter Kiesweg endete. Aber als er den Schritt beschleunigte, fand er statt der erwarteten Beschotterung plötzlich wieder lockeren Grund und rannte mit dem Kopf gegen einen Baum. Umhertastend stieß er auf einen zweiten und einen dritten und erkannte mit gelinder Bestürzung, daß er im Walde war. Wenn er nicht gleich wieder hinausfand, so konnte er bis Tagesanbruch darin umherirren; war er doch jüngst einmal am hellichten Tage wohl eine halbe Stunde lang die Kreuz und Quere gerannt, ohne nach Hause zu finden, weil die dichten Baumkronen das niedere Dach der Villa verdeckten, bis ihm Hundegebell ganz aus der Nähe den Weg zeigte.

Vergebens spähte er umher, ob er nicht irgendwo ein Licht erblicke oder ein Geräusch vernehme, an dem er sich heraushelfen könnte. Nur in unbestimmter Richtung hörte er wieder die gespenstischen Axtschläge, die ihm jetzt ein unbehagliches Gefühl erregten. Dann wurde der Himmel wieder heller, da und dort drangen die Sterne hervor. Willibald tappte sich nach einer lichteren Stelle durch,

wo keine Bäume standen, nur Gebüsch und abgehauene Stümpfe, über die er stolperte. Er hörte ein Wasser rauschen, glaubte, es sei die Violana, und er sei bei seinen Zickzackwegen wieder in der Nähe der alten Stelle angekommen. Da rollte er jählings einen Abhang hinunter.

Jetzt erkannte er mit plötzlicher Eingebung, wo er war. Das war nicht die Violana, was unter ihm rauschte, es war der Bach, der weiter abwärts die Mühle trieb. Er selbst lag in der Schlucht, die das Corradische Gut von den Wiesen von Lolliga trennte. Zum Glück war er nicht tief hinabgerollt, denn er hatte sich im Gebüsch verfangen und stand schon wieder auf den Füßen.

Er strengte die Augen an, um das Gehöft des Canali zu erkennen, das ihm Cora bei ihrem ersten Waldspaziergang gezeigt hatte. Er war ja seitdem des öfteren daran vorbeigekommen, wenn er das Kirchlein von Lolliga besuchte. Nach seiner Schätzung mußte es hier in der Nähe sein. Er dachte den Bauern herauszurufen, um sich eine Laterne für den Heimweg zu erbitten.

Während er sich anschickte, vollends in die Schlucht hinabzuklettern, vernahm er über sich in mäßiger Entfernung ein seltsames sausendes Geräusch, für das er keine Erklärung hatte: es war ein Rascheln und Knacken, ein Schleifen und Schlürfen mit leisen Tritten, die sich eilig näherten. Willibald stand unbeweglich. Kein Zweifel, das waren Menschentritte, eine schwere Last wurde in tiefster Heimlichkeit durch den Wald herangeschleppt. Sein Herz begann heftig zu klopfen. Hatte ihn das Verhängnis diesen Irrweg geführt, damit er Zeuge einer Missetat würde?

Jetzt hörte er's über sich wispern: Richte ihn auf, Beppe. Und du, Nando, stütze ihn gut, damit wir keine Spuren zurücklassen.

Da waren sie schon am Rande der Schlucht. Willibald hatte sich trotz der Dunkelheit zusammengeduckt, um sich noch unsichtbarer zu machen.

Auf einmal erfüllte sich die Schlucht mit übermächtigem Harzgeruch. In des Lauschers allernächster Nähe ging es krachend

herunter, ein leiser Fluch folgte; einer der Männer war ausgerutscht, und der gefällte Riesenleib, den sie trugen, war zu Boden geschlagen. Die Umrisse einer gewaltigen Pinie mit weitabstehenden Ästen, die ihn beinahe streiften, die Gestalten der Männer, — Willibald ahnte sie mehr als er sie sah. Dann ging es den jenseitigen Abhang wieder hinauf. Die Schritte entfernten sich, er hörte noch ein Tor öffnen, danach lag alles wieder stille. Nur der köstliche Duft des Harzes, das frisch der Baumleiche entquollen war, blieb um ihn her und bestätigte das Vorgefallene.

Willibald wußte durch Cora, daß in dortiger Gegend Waldfrevel zu den alltäglichsten Vorkommnissen gehörten. In den Wochen, wo es am wenigsten Feldarbeit gab, war das Gemeindegefängnis ganz überfüllt von alten und jungen Weiblein, halbwüchsigen Burschen und weißhaarigen Großvätern, die sich die bequemste Zeit auswählen durften, um die Strafe für begangene Holzdiebstähle abzusitzen, und manche sah man vor der Türe warten, bis es Platz gab. Es war durchaus nichts Schimpfliches dabei, denn das Holz brauchte man für den Backofen, und der liebe Gott, der es wachsen ließ, hatte nicht gesagt, daß es ausschließlich dem Herrn X oder Y gehören solle. Dürre Zweige zu brechen oder von den aufgehäuften Scheitern im Wald eine Schürze voll nach Hause zu tragen, das machte den Ärmeren keine Gewissensbisse. Aber daß ein wohlhabender Bauer, wie der Canali, dessen Reben- und Korngelände längs der Schlucht bis zur Talmühle und östlich gegen die Wiesen von Lolliga herabreichte, seinem ehemaligen Padrone ganze Bäume fällen und wegtragen würde, das hätte er nicht für möglich gehalten. Ein Glück, daß er nicht gerufen hatte, seine Zeugenschaft bei dem Raub wäre ihm voraussichtlich schlecht bekommen.

Er hielt sich noch längere Zeit ganz stille, um nicht durch Anschlagen des Hundes verraten zu werden. Der aber vergalt seinem Herrn das Hungerleiden, zu dem er verdammt war, durch Lässigkeit im Wächterdienst. Vorsichtig kletterte Willibald den Abhang

wieder hinauf und fand sich beim Schein des hochgestiegenen Jupiter, der jetzt den Himmel erhellte, nach Hause.
Natürlich war um diese Stunde die Villa dunkel und fest verschlossen. Um die Schläfer nicht zu stören, schlich er sich auf die Rückseite, wo sein Zimmer neben dem des Hausherrn lag, und wollte sein immer offenes Fenster im ersten Stockwerk erklettern. Rino, der hier sein Lager hatte, wedelte bei seinem Herankommen freundlich, ohne sich zu rühren.
Aber als er eben mit den Händen einen Halt an der Mauer suchte, wurde oben ein Fenster krachend aufgerissen, und eine wütende Stimme donnerte herunter:
Werda? Halt oder ich schieße!
Ich bin's, Herr Kapitän, antwortete Willibald leise. Ich habe mich im Walde verirrt und wollte kein Geräusch machen.
Ein unverständliches Gemurmel von oben, und das Fenster wurde wieder zugeschlagen.
Böses Wetter im Anzug, dachte Willibald, indem er sein unterbrochenes Vorhaben ausführte, und er bewunderte dabei den Verstand des Hundes, der sich durch das Gebaren seines Herrn nicht aus dem Gleichmut bringen ließ.
Am andern Tag als Landos Stunden zu Ende waren und der Lehrer sich eben die Hände wusch, um dem Ruf des Gong Folge zu leisten, ging seine angelegte Tür leise auf und herein huschte Cora.
Papa ist wütend. Sie haben uns heute nacht wieder eine der schönsten Pinien geschlagen und weggeschleppt. Das ist schon die sechste in wenig Tagen. Wenn ihm Mama nur heute nicht widerspricht!
Das Essen verlief in drückender Beklemmung. Der Kapitän war bleich, ein Unwetter stand auf seiner Stirn. Er hatte niemand gegrüßt und sprach nur mit den Hunden, die er nach Stücken Fleisch bis zur Decke springen ließ. Baby quietschte, die andern tauschten nur halblaute Worte, Lando gaukelte auf dem Stuhl.

Die Mutter verwies ihm die Unart durch strafende Blicke. Da sagte der Kapitän ironisch:
Ja, bring' nur deinem Sohn die berühmten englischen Manieren bei.
Das kann ich nicht, solange er kein besseres Vorbild hat, antwortete Arabella, in die plötzlich wieder der böse Geist gefahren war.
Ein Wutschrei entrang sich dem gereizten Manne, der in die Höhe sprang, seine Hunde mit ihm.
Nerina schrie gleichfalls, Cora warf sich unwillkürlich vor ihre Mutter, Willibald glaubte das Ende aller Dinge gekommen.
Aber der Kapitän bezwang sich, und ohne die Anwesenden eines Blickes zu würdigen, als ob sie allesamt für Arabellas Worte verantwortlich wären, schritt er, von den Hunden begleitet, aus dem Zimmer.
Willibald war in peinlicher Klemme. Sein Geheimnis brannte ihn auf der Seele, und doch mußte er fürchten, eine Katastrophe heraufzubeschwören, wenn er die Täter nannte.
Denn hinter dem Baumfrevel der Canali barg sich gewiß weit mehr die Lust an der Schädigung als am unrechtmäßigen Erwerb. Willibald wußte durch Cora, daß der alte Canali zur Zeit, wo er Colone auf Miravalle gewesen, durch die neue Worfelmaschine, die von dem Kapitän gewaltsam gegen den Willen der Bauern eingeführt worden war, einen Finger verloren hatte; Grund genug für die ganze Familie Canali, gegen den ehemaligen Herrn Rachegedanken zu hegen. Und er mußte sich sagen, daß bei diesen leidenschaftlichen Gemütern, wie auch der Kapitän eines war, aus einer Vergeltungstat nur immer wieder eine neue erwachsen mußte. Dennoch fühlte er sich in seiner deutschen Gewissenhaftigkeit beinahe wie ein Mitschuldiger. Könnte man wenigstens die Täter heimlich verwarnen, daß sie das Wiederkommen unterließen! Aber er war zuwenig mit diesem Menschenschlag vertraut, um sich von seiner Einmischung Gutes zu ver-

sprechen. Arabella einen Wink zu geben war gefährlich; am Ende beschloß er bei Cora auf den Busch zu klopfen.

Hat man denn keine Ahnung, fragte er, als er sie allein sah, wer die Pinien geschlagen hat?

Cora zuckte die Achseln und schwieg.

Und eure Bauern, was sagen denn die? forschte er weiter. Die Bauern müßten doch etwas bemerkt haben.

Unsere Bauern, sagte Cora und dämpfte die Stimme, als ob das Ohr der Bauern überall wäre, unsere Bauern sehen alles und sagen nichts. Die Pinien sind ihnen gleichgültig: sie haben keinen Anteil an der Waldung, nur am Ertrag der Obstbäume. — Es ist auch besser, daß sie stille sind, setzte sie auf ihre altkluge Weise hinzu, wenn Papa einen bestimmten Verdacht hätte, so könnten wir schlimme Dinge erleben.

Das ließ sich Willibald gesagt sein und schwieg auch seinerseits mäuschenstille. Er sah aber, daß Cora schon von selber auf der rechten Spur war. Denn nach einiger Zeit sagte sie:

Wir haben böse Nachbarn. Man darf kein lautes Wort sagen. Wenn der Beppe etwas krumm nimmt —

Ist der so schlimm? fragte Willibald, der sich erinnerte, daß er den schönen, strammen Burschen verschiedentlich an Sonntagen auf dem Kirchhofmäuerlein von Lolliga hatte sitzen sehen, wenn er mit den andern jungen Leuten die Mädchen, die aus der Messe kamen, musterte.

Ja, sehr schlimm, war die Antwort, er sticht. Schon als die Canali noch auf unserem Gut arbeiteten, hat er drunten in Lolliga einen gestochen. Sie taugen alle nichts in dieser Sippe. Da war die schöne Annetta, die bei uns wie zur Familie gehörte. Mama vertraute ihr alle Schlüssel an, sogar Papa war besserer Laune, solange sie bei uns diente. Aber eines Tages mußte sie Knall und Fall das Haus verlassen, so schlecht war sie.

Was hat sie getan?

Ganz genau konnte ich es nie erfahren, sagte das Kind nachdenklich. Aber es kann nichts Kleines gewesen sein. So außer sich habe ich Mama nie wieder gesehen, und auch ihre eigenen Leute wollten sie hernach nicht mehr zurücknehmen. Sie ist seitdem ganz aus der Gegend verschwunden, man darf nicht einmal mehr ihren Namen nennen.

Willibald schwieg und dachte sich das seinige.

Und der Beppe? fragte er. Was ist ihm für seine Tat geschehen?

O nicht viel, weil er minderjährig war. Als er später zu den Soldaten kam, atmete die ganze Gegend auf, auch seine eigene Familie. Seitdem er beurlaubt ist, mag sich niemand mehr mit den Canali einlassen, denn die Bauern fürchten ihn alle.

Während mehrerer Nächte ging der Kapitän gar nicht zur Ruhe, sondern durchstreifte, die Flinte auf dem Rücken, in Begleitung der Hunde, bis Tagesanbruch die Pineta. Aber es war, als ob er Späher auf den Fersen hätte, denn kaum, daß er sich wieder einmal schlafen legte, so waren auch am Morgen abermals einige der ältesten und stolzesten Stämme, noch dazu an recht sichtbarer Stelle, gefällt und weggeschleppt. Die Äste waren diesmal am Tatort abgehauen und lagen wie zum Hohn am Boden.

Das hat kein anderer getan als der Canali mit seinen Söhnen, rief Arabella laut bei dieser Nachricht und blickte mit fast schadenfrohem Ausdruck auf ihren Gatten.

Der preßte die Lippen zusammen und schwieg. Aber noch am selben Morgen ließ er sein Wägelchen anschirren, ohne zu sagen, wohin er fahre, und kam erst den andern Tag zurück. Alle glaubten, er habe den Waldfrevel zur Anzeige gebracht.

Noch immer standen die Wolken auf seiner Stirn, aber sein Aussehen hatte jetzt etwas Herausforderndes, Höhnisches. Bald nach seiner Zurückkunft vernahm man dröhnende Axtschläge vom Walde her. Alles stürzte hinaus, um zu sehen, was es gebe.

Ein Haufe fremder Taglöhner hatte sich in der Pineta eingestellt und ging eben daran, die schönsten und höchsten Bäume nieder-

zuhauen. Aber diesmal geschah kein Waldfrevel, vielmehr war der Gutsherr selber anwesend und leitete die Arbeiten. Spottwohlfeil hatte er sie verkauft, die herrlichen Bäume, bloß um sich den herzkränkenden Ärger vom Halse zu schaffen, daß er sie nicht vor Räuberhänden schützen konnte. Aber augenblicklich mußten sie geschlagen werden! Keinen Tag wollte er die Pineta länger sehen!

Arabella kam schreiend herbeigestürzt, hinter ihr Cora mit ganz erbleichtem Gesicht:

Die Bäume, Orlando, unsere schönsten Pinien, was fällt dir ein?

Der Kapitän war in schrecklicher Laune. Man sah es, die wundervolle Pineta tat ihm selber leid, um so grimmiger bestand er auf seinem Willen. Er pfiff vor sich hin und gab keine Antwort.

Aber Orlando, dies ist doch keine Jahreszeit, um Bäume zu schlagen.

Er schwieg noch immer.

Das ganze Gehölz wird leiden, wenn man in diesem Monat die Axt daran legt.

Der Kapitän lächelte höhnisch, wie immer, wenn seine Frau sich in Land- oder Forstwirtschaft mischen wollte, wobei sie freilich nur so aufs Geratewohl mitredete.

Tröste dich, es wird gar nichts übrigbleiben, das leiden könnte.

Aber du wirst doch nicht die ganze — die ganze Pineta —?

Die Stimme ging ihr aus.

Ja, die ganze, antwortete der Kapitän kühl. Als Brennholz ist sie immer zu gebrauchen. Übrigens habe ich die Kaufsumme schon in der Tasche. Es kommt also jeder Einspruch zu spät, und das Jammern und Klagen hilft auch zu nichts.

Jetzt erhob sich ein Zetergeschrei, in das auch die kleineren Kinder und die Dienstboten einstimmten. Nur die Bauern sahen sich an und schwiegen.

Die Ausrottung der Pineta ging unter der Aufsicht des Kapitäns unaufhaltsam weiter. Stunde um Stunde dröhnten die Axt-

hiebe durch das Gehölz, das sich schon da und dort zu lichten begann. Die trauernden Zuschauer verzogen sich allmählich. Arabella ging und kam, um immer wieder einen Blick auf die sinkende Waldung zu werfen wie auf das Bette eines Sterbenden.

Nur Cora regte sich nicht von der Stelle. Sie saß mit ganz verweintem Gesicht auf einem Steinbrocken, wo die stürzenden Stämme sie nicht erreichen konnten, ihre mageren Ellbogen auf die Knie, das Kinn in die Hände gestützt, so sah sie Stamm um Stamm fallen, als verlöre sie mit jedem einen Freund. Erst lief ein Zittern durch die Äste, dann fielen sie kerzengerade mit einem Seufzer und lagen in einer Reihe wie Soldaten, ein ganzes Bataillon gefällter Riesen in grüner Uniform. Und das Harz, das aus ihren Todeswunden quoll, erfüllte in weitem Umkreis die Gegend mit balsamischem Wohlgeruch.

Mit Sonnenuntergang zogen die Taglöhner ab, um am andern Morgen wieder zu kommen. Es gab noch Arbeit für viele Tage. Sie waren sehr vergnügt und sangen, denn des einen Wehe ist des andern Wohl. In der Villa ging man stumm aneinander vorüber, wie in einem Trauerhaus.

Als die Leute abgezogen waren, ließ Arabella sich noch einmal von Willibald hinausbegleiten, denn allein, sagte sie, könnte ihr Auge den Anblick der Zerstörung nicht ertragen.

Der Kapitän kam ihnen ingrimmig pfeifend entgegen. Schon war das ganze Profil der Gegend verdorben, und dafür hatte er wohl eine Empfindung, wenn er es auch um keinen Preis zugegeben hätte. Eine der schönsten Schirmpinien, deren erhabener Baldachin dem Himmel mit am nächsten gewesen, lag quer über den Weg, ihre breiten Äste bildeten eine ungeheure grüne Schranke. Um ihr auszuweichen mußte der Kapitän auf den wurzelreichen, ganz mit dürren Nadeln bestreuten Waldgrund treten. Plötzlich schoß aus dem kriechenden Wacholdergestrüpp eine schöne stahlglänzende Schlange hervor, die sein Fußtritt aufgescheucht hatte.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Wild erhob er den Stock und traf das Tier auf den blinkenden Schuppenleib.

Da tauchte Coras verhärmtes Gesichtchen zwischen den Stämmen auf.

Papa, Papa, rief die Schlangenfreundin ängstlich, tu' dem armen Tier nichts zuleide. Es ist nicht giftig, es ist gewiß nicht giftig.

Der Kapitän stand mit erhobenem Stock und starrte sprachlos über die unerwartete Einmischung die Tochter an.

Zum Unheil kam jetzt auch Arabella dazwischen.

Orlando, sagte sie vorwurfsvoll, kannst du denn immer noch die Schlangen nicht voneinander unterscheiden?

Da soll doch —! brüllte der Kapitän und schlug von neuem auf das Tier los, das blitzschnell vorbeigeglitten war und unter den Ästen der gestürzten Pinie eine Zuflucht gesucht hatte. Aber der erbitterte Mann stieß mit dem Stock durch die Äste und sprang mit unglaublicher Behendigkeit der hervorschießenden Schlange nach, die von einem neuen Stockhieb getroffen sich plötzlich mit halbem Oberleib gegen ihren Verfolger aufbäumte.

Laß sie leben, laß sie leben, schrien Mutter und Tochter zu gleicher Zeit.

Welch ein Unstern riß den vorsichtigen Gast gerade diesmal hin, sich gleichfalls einzumischen:

Es ist wirklich ein harmloses Tier, Herr Kapitän, es ist nur eine Ringelnatter. Möchten Sie ihr nicht das Leben schenken?

Jetzt war bei dem Gutsherrn das Maß des Zornes voll.

Ich habe Sie nicht um Ihre Meinung gebeten. Warten Sie, bis man Sie fragt, Herr — Störenfried!

Und er führte mit nur um so größerer Erbitterung Hieb auf Hieb nach der Natter, die mit gebrochenem Rücken nicht mehr imstande war sich fortzubewegen, sondern sich in endlosen Windungen durcheinanderschob und mit solcher Anmut in ihrem Todeskampf, daß man sich nur schwer vorstellen konnte, sie leide.

Der Kapitän jedenfalls stellte sich nichts dergleichen vor, denn nach ihm hatten ja die Tiere überhaupt keine Empfindung. Da die Seinigen nicht aufhörten über die unnötige Grausamkeit zu jammern, griff er sich ganz verzweifelt an den Kopf und schrie:
Mein Haus ist ein Narrenhaus geworden — meine Familie ist gegen mich aufgehetzt — das muß ein Ende nehmen.
Er pfiff seinen Hunden, die durch das Dickicht herangesaust kamen, und entfernte sich mit zornigen Schritten.
Willibald war blaß geworden. Jetzt wandte er sich an Arabella.
Wen meinte der Herr Kapitän mit diesen Worten? Gilt seine Erbitterung mir?
Ach, lassen Sie, antwortete diese bestürzt und traurig, Sie kennen ja sein cholerisches Temperament, man darf mit ihm nicht abrechnen.
Aber wenn man verdächtigt wird, hat man die Pflicht, sich zu reinigen.
Im Grunde war er am ärgerlichsten auf sich selber. Dafür hatte er allen Wunderlichkeiten des Mannes Rechnung getragen, hatte schweigend dem Vogelmord beigewohnt, gegen den sich sein ganzes Gefühl aufbäumte, nur um den Frieden zu erhalten, der ihm gestattete, sich der einsamen, verkümmernden Frauen anzunehmen. Jetzt war alles verscherzt um eines Kriechtiers willen, das ihm doch weniger am Herzen liegen konnte als die armen lieblichen Singvögel.
So schalt er sich selber und berührte dabei mit der Spitze des Stiefels leise die regungslos daliegende Schlange, die zu seinem Erstaunen sich sogleich aufs neue zu winden begann und den schlanken stählernen Leib in endlosen Ringeln krümmte, bis sie in schöngeschwungener Linie, die fast ein A ergab, zuletzt erstarrte.
Nach dem Abendessen, das wie ein Leichenmahl verlief, näherte sich Willibald dem Hausherrn, der rauchend vor dem Hause auf und nieder ging, und bat ihn höflich um eine Erklärung wegen des

Vorgefallenen. Es seien außer dem Worte Störenfried, das er nicht verdient zu haben glaube, noch andere verdächtigende Worte gefallen, die er sich ebensowenig zu erklären wisse. Ob er daraus zu schließen habe, daß sein Aufenthalt im Hause lästig geworden sei.

Willibald hatte die Eigenheit, bei großer innerer Erregung, die er sonst nicht hätte beherrschen können, nur desto kühler und förmlicher zu werden; dieser Ton aber erbitterte den aufbrodelnden Kapitän noch mehr, weil er ihn für einen gewollten Ausdruck von Überlegenheit nahm.

Jawohl, Herr! antwortete er barsch. Ich bin nicht gesonnen, mich im eigenen Hause hofmeistern zu lassen. Und das Nachtschwärmen um die Bauerngehöfte her, das paßt mir auch nicht, es könnte zu Mißhelligkeiten mit den Bauern führen, die auf diesem Punkte kitzlich sind. Zudem sind Sie ja selber der Meinung, daß Lando nichts bei Ihnen lernen könne. Also bringen wir die Sache zum Schluß!

Eine Verabschiedung wie aus der Pistole geschossen.

Schon immer hatte Willibald in diesen Tagen ein dunkles Gefühl gehabt, daß seine Stellung bedroht sei und daß es zwischen ihm und dem Kapitän nicht mehr allzulange dauern könne. Aber so unvorbereitet, so ganz wie ein Blitz aus heiterem Himmel hatte er sich das Ende nicht gedacht. Jetzt war es da, plötzlich und unwiderruflich!

Er war sich bewußt, gegen diesen Mann jede Rücksicht geübt, ihn geschätzt und verstanden, ja ihn gegen seine eigenen Angehörigen verteidigt zu haben. Und nun dieser unbegreifliche, wilde Ausbruch, der eine seit lange angehäufte Bitterkeit verriet! Was blieb ihm da übrig, als sein verletztes Selbstgefühl zu retten, indem er die falschen Anschuldigungen mit Nachdruck und Würde zurückwies und zugleich seine augenblickliche Entlassung nahm.

Später aber, als er mit Arabella, die ihn voller Angst bei angezündeter Lampe erwartete, allein beisammen saß — der Kapitän

war noch früher als sonst auf sein Zimmer gegangen, und auch die Kinder schliefen längst — konnte er seinen Schmerz nicht mehr zurückhalten. Arabella weinte heftig, aber sie machte keinen Versuch das Vorgefallene beizulegen. Auch Willibald stürzten die Tränen hervor, gegen die er vergebens ankämpfte. Dieses Dach zu verlassen, dem er die reichsten Stunden seines Lebens dankte! Die hängenden Felder, die Zypressengänge und die Wälder von Miravalle, die Wiesen von Lolliga, den Blick ins Arnotal! Vor allem diese Menschen, mit deren Leben sich das seinige in der kurzen Zeit so innig verwoben hatte! Warum hatte es so kommen müssen? Hätte ihn nicht ein unglücklicher Zufall gerade des Weges geführt, als der ergrimmte Mann seine Wut an dem armen Schlänglein kühlte, so stände ja alles noch wie gestern.

Ach nein, glauben Sie das nicht, sagte Arabella. Er suchte ja nach einem Vorwand. Sein Zorn war, daß Sie ihm so lange keinen gaben. Er hätte jeden ergriffen, der ihm in den Weg gekommen wäre.

Aber weshalb denn? Er war ja zu Anfang voller Freundlichkeit. Was hat er nur jetzt gegen mich?

Ahnen Sie es wirklich nicht? —

Nein, antwortete Willibald aufrichtig.

Arabella blickte forschend in sein Gesicht und wandte dann die Augen ab.

So kann ich es Ihnen auch nicht sagen. — Mein lieber, lieber Freund, vergessen Sie uns nicht. Ich werde — ich und die Kinder werden Sie sehr vermissen.

Sie weinte aufs neue und barg ihr Gesicht in dem blütenweißen Tüchlein, aus dem der ganze Duft ihrer sonnigen Berghalden strömte.

Es ist uns zu gut gegangen, schluchzte sie. Ich hatte ja einen Menschen, mit dem ich reden konnte, der sich mit mir und den Kindern abgab. Das konnte er nicht ertragen. — Wieviel Gutes hätten Sie noch stiften können, gerade jetzt, wo Lando zu lernen

anfing und Cora sich entwilderte. Aber es durfte uns nichts Gutes kommen, am wenigsten von Ihnen.

Erst bei diesen Worten ging Willibald eine Erleuchtung auf. Der Kapitän war eifersüchtig — eifersüchtig auf seine Frau, deren Schönheit er noch immer liebte, während er ihre ganze Innenwelt haßte und bekriegte! Daher der Mißmut über die lange Teestunde und die Waldspaziergänge, der sich immer nur als Spott zu äußern pflegte. Und Willibald in seiner Harmlosigkeit hatte nichts davon bemerkt. Er hatte Arabellas mütterliches Wesen verehrt, hatte ihre reife Schönheit bewundert, aber daß man sich in sie verlieben könne, war ihm niemals eingefallen. Immer war seine Phantasie mit der Tochter beschäftigt gewesen und hatte ihm den Blick auf das, was neben ihm vorging, verhüllt.

Jetzt war es zu spät, das Mißtrauen zu entwaffnen; das einzige Heilmittel war die Abreise, und je eher desto besser.

Er küßte Arabellas ihm innig dargereichte Hand und fühlte ihren zitternden Mund wie einen Hauch auf seiner Stirne. Da überkam ihn ein so fassungsloser Schmerz, daß er sich von Weinen geschüttelt gegen ihre Schulter lehnte, sie strich ihm tröstend über die Wangen; und plötzlich hielten sich beide umschlungen und küßten sich mit Innigkeit. Dann riß er sich los und taumelte auf sein Zimmer.

Als er Abschied nahm, weinte Lando laut, und auch Nerina, von dem geräuschvollen Kummer angesteckt, schluchzte in Willibalds Armen.

Nur Cora zeigte ein ganz gleichgültiges Gesicht und sagte trocken, indem sie ihm die Hand gab: Leben Sie wohl, Herr Willibald, und reisen Sie glücklich.

Als er sie fragte, ob sie ihm nicht hin und wieder schreiben würde, zögerte sie und antwortete schließlich nur, sie habe ja kein Briefpapier.

Die Mutter schalt: Du sonderbares Kind! Ist denn das die Art für so viel Güte zu danken? Für das Briefpapier werde ich schon sorgen.

Das Kind behielt seine trockene Miene bei und glitt hinweg wie ein Schlänglein.

Der Kapitän hatte sich dem Abschied entzogen, indem er schon ganz früh von Hause wegging mit der ausgesprochenen Absicht, nicht vor Abend zurückzukommen. Aber er hatte zuvor angeordnet, daß das Wägelchen eingespannt und der scheidende Gast mit aller schuldigen Rücksicht zur Bahn begleitet werde.

Dieser ließ den Wagen unten an der Landstraße warten, weil er noch einmal zu Fuße die steile Zypressenallee hinabwandern wollte. Oben auf dem gepflasterten Vorraum unter der großen Steineiche stand Arabellas stolze Gestalt im weißen Morgenkleide, das Gesicht mit den schönen großen Zügen von Tränen durchfurcht, und winkte mit dem flatternden Tüchlein, bis er hinter der Biegung verschwand. Auch die Colonen mit Frauen und Kindern, von denen er sich schon verabschiedet hatte, riefen ihm noch die naiven landesüblichen Grüße nach: Essen Sie, trinken Sie, Sor Baldo, und seien Sie guter Dinge.

Guter Dinge sein, dieser Rat war nicht so leicht zu befolgen für einen, der von einem Höhepunkt seines Lebens hinunterschritt. Doch es war nicht der Abschied allein, was ihm die Seele wie mit Schwertern durchwühlte. In den Schmerz mischte sich noch das erkältende Befremden über Coras fühllose Haltung ein.

Schon das ganze Weib, dachte er voll Bitterkeit. So jung und bereits ein undurchdringliches Rätsel.

Da raschelte es neben ihm, und an der zweiten Biegung, wo die Zypressen enger zusammentraten, sprang eine leichte Gestalt heraus und warf sich mit einem Weheruf an seinen Hals.

Cora! — Erschüttert hielt er den schlanken Mädchenkörper in den Armen.

Was wird aus mir werden, wenn Sie fort sind, jammerte sie, von Schluchzen geschüttelt. — Nun stehe ich wieder ganz allein zwischen den beiden. Solang Sie hier waren, lebte ich ohne Angst,

immer dachte ich: Herr Willibald wird schon sorgen, daß alles gut geht. Jetzt werde ich wieder die Tage in Furcht und Zittern verbringen und jeden Morgen beim Aufwachen denken: Wäre nur der Tag schon vorüber.

Er wußte nichts zu antworten. Verzweifelt küßte er ihre braunen Wangen und die schmalen kindlichen Lippen, die sich ihm nicht entzogen.

Als sie aber sah, daß er gleichfalls weinte, faßte sie ihn erschrocken bei der Schulter:

Was fehlt Ihnen denn, Herr Willibald? Sie brauchen doch nicht zu weinen. Sie kommen ja in Ihre Heimat, wo es Ihnen gut geht.

Kind, Kind, antwortete er, fühlst du denn nicht, was es mich kostet, dich so zurückzulassen!

Da sah sie ihn ganz verwundert durch ihre Tränen an und rüttelte sich plötzlich auf, wie um seinen Kummer nicht zu vermehren.

Wirst du mir denn dann und wann schreiben? fragte er noch einmal dringend, da sagte sie zögernd: Ich weiß nicht. Dann wandte sie sich plötzlich um und ohne noch ein weiteres Wort zu sagen, verschwand sie raschelnd in dem Gebüsch, aus dem sie gekommen war.

*

Willibald lebte wieder in Deutschland und widmete sich als Lehrer an einer Töchterschule mit ganzer Kraft seiner Aufgabe. Von Miravalle her war ihm die Neigung geblieben, lieber Mädchen als Knaben zu unterrichten. Das stille Leid, das er aus Italien mitgebracht hatte, verkroch sich unter dem Zwang der Tätigkeit in den innersten Winkel seines Gemüts und verblaßte allmählich. Er suchte die jungen Seelen, die ihm anvertraut waren, zu sich emporzuheben, indem er ihnen sein Bestes gab, und manches gute Kind war darunter, das ihm mit dankbarer Neigung vergalt,

aber keine blickte ihn je aus so märchenhaften Augen an wie die kleine Waldnymphe von Miravalle. Zu ihr kehrten seine Gedanken noch oft zurück, aber der äußere Zusammenhang hatte sich nicht aufrechterhalten lassen. Auf seine Briefe kam niemals Antwort. Ein einziges Mal im Frühjahr hatte Arabella geschrieben; ob dies der erste Brief war, der an ihn abging, ob die seinen sie erreicht hatten, war nicht daraus zu ersehen. Aber in ihre Nachrichten über Lando, der längst in seine alte Natur zurückgefallen sei, und über einen neuen Hauslehrer, der sich nach acht Tagen wieder empfohlen habe, klang ein so schmerzlich süßer Ton hinein, daß Willibald danach viele Tage wie ein Träumender umherging.

Ich stehe noch öfter als sonst auf meinem Luginsland, schrieb sie, und spähe die Straße hinunter, aber die Gestalt, die ich am liebsten da unten auftauchen sähe, kommt wohl niemals wieder dieses Weges.

Cora, das wunderliche Kind, schickt Ihnen Grüße! Zum Briefschreiben ist sie nicht zu bewegen. Aber sie hat Sie nicht vergessen. Ich weiß von den Bauern, daß sie die ersten Tage nach Ihrer Abreise stundenlang laut schreiend und Ihren Namen rufend in der niedergelegten Pineta und oben im Kastaniengehölze herumlief. Danach wurde sie noch stiller und bleicher als sonst und saß lange wie ein kranker Vogel. Jetzt aber blüht sie wieder auf, denn wir erwarten den Besuch meiner Schwägerin Costanza, die mit ihren Kindern den ganzen Sommer und noch einen Teil des Herbstes bleiben wird. Das bringt Leben und Freude ins Haus. Soeben räumt Cora Ihr ehemaliges Zimmer für die Tante und deren Jüngstes ein, ich höre ihren Gesang durchs offene Fenster bis in das grüne Laubversteck, wo ich mit meinem Schreibzeug sitze. —

Im gleichen Sommer war dann noch eine Ansichtskarte mit dem Kirchlein von Lolliga gekommen, von Coras eigner Hand mit ungelenken deutschen Buchstaben, die sie von ihm gelernt hatte, über-

schrieben. Unter dem Bilde stand mit derselben steifen Schrift der Name Cora und nichts weiter. Aber die wenigen Krakelfüße sagten ihm mehr als seitenlange Ergüsse. In ihnen war ihm das schlanke rätselhafte Kind leibhaft nahe, er sah sie durch die Wälder von Miravalle irren, seinen Namen rufend und wußte nicht, ob dabei sein Leid oder seine Freude größer war. Dann wieder sah er sie in seinem Zimmer hantieren, sah all die kleinen Gegenstände, die zu seinem Gebrauch gedient hatten, durch ihre Hände gehen, während sie ein Liedchen sang. Und er war froh, daß sie nun doch wieder singen konnte, wenn auch ihr Freund und Helfer in der Ferne war. Noch mehr freute er sich über den Besuch der Verwandten, mit denen, wie er hoffte, der Friede im Hause Corradi einziehen würde, denn in dieser Schwester und Schwägerin begegnete sich ja die Zuneigung beider Ehegatten. Cora würde einen friedlichen Sommer haben ohne Angst und Herzensnot, und wenn sie nur erst alle wieder um ein Jahr älter wären, so würden sich gewiß auch die Gegensätze mildern. Vielleicht griff auch das Schicksal unversehens ein und brachte eine Wendung zum Besseren. Er schrieb an Mutter und Tochter und schrieb, da die Antwort ausblieb, in kürzeren und längeren Pausen immer wieder; umsonst, der Faden blieb zerrissen.

Doch für Willibald gab es kein Vergessen. Die himmlische Schönheit jenes Ortes, das Zusammenleben mit den sonderbaren, ihm doch innerlich so nahen Menschen stand fort und fort als der höchste lichtverklärte Gipfel über allen Erinnerungen seines Lebens. Und niemals wich die Sehnsucht nach Sonne und sommerheißen Pinienwäldern aus seiner Seele.

Aber stärker um das Glück zu werben, ihm die Rückkehr ins Land seiner Liebe abzuringen, das lag nicht in Willibalds Natur; er hatte stets gewartet, bis die Dinge an ihn herankamen. So wartete er auch jetzt und ließ die Jahre rinnen.

Sein altes Mütterlein führte ihm die Wirtschaft, und das bescheidene Einkommen reichte gerade für beider Bedürfnisse aus.

Ans Heiraten dachte er nicht. Er saß wohl und warm im Dunstkreis der Mutterliebe wie in einem warmen Bade, aus dem man nicht herausverlangt. Und wenn die Gute sich auch manchmal Gedanken machte, was aus ihrem Willibald werden sollte, wenn sie nicht mehr da war, so tat es ihr doch im stillen wohl, daß er ihre Winke in dieser Richtung mit Lächeln abwehrte. Ja, wenn sich eine gefunden hätte, die der kleinen Cora von Miravalle glich! Willibald hatte ihr von der jungen Waldfee gerade genug erzählt, daß das Mutterherz den Eindruck ahnen konnte, den sie in der Seele des Sohnes hinterlassen hatte.

Eines Tages kam Freund Hagen, der ein sehr gesuchter Architekt geworden war, in die Stadt und verabredete mit Willibald ein Stelldichein beim Weine.

Schon wollte ihn dieser auf Umwegen nach seinen Verwandten in Miravalle fragen, als der andere sagte:

Daß dein Widersacher, der Kapitän Corradi, tot ist, wirst du ja wissen.

Nein, ich hatte nichts gehört. Woran starb er?

Er wurde von einem Bauern im Streit erstochen. Ich las zufällig die Schwurgerichtsverhandlung in einer Florentiner Zeitung. Der Mensch zuckte das Messer auf den Kapitän, weil der ihm einen Stoß vor die Brust gegeben hatte. Da warfen sich dessen eigene Bauern dazwischen und hielten beide fest. Aber der andere machte sich frei, es heißt, sie hätten ihn absichtlich losgelassen, und stieß dem Kapitän das Messer bis ans Heft ins Herz. Der brach ohne einen Laut in den Armen, die ihn umschnürten, zusammen. Der Täter, ein allgefürchteter Händelsucher und ein wahrer Landschaden, sitzt auf Lebenszeit im Zuchthaus. Die Bauern aber sollen sich heimlich ins Fäustchen lachen, denn sie sind zwei Unbequeme auf einmal los. Das Gut wird jetzt von einem Fattore für die Hinterbliebenen verwaltet, die sich nach England begeben haben.

Ach so — nach England. Weißt du nichts Näheres von ihnen?

Nein, nur von dem Schlingel Lando wurde mir gesagt, er sei schon bei Lebzeiten des Vaters zu seinen mütterlichen Verwandten nach Canada abgeschoben worden. Armer Corradi. Auf dem Friedhöfchen von Lolliga liegt er neben der kleinen Cora begraben, ich habe die Stelle selbst gesehen.

Neben Cora! hauchte Willibald, dem das Herz stillstand.

Hast du auch davon nichts erfahren? sagte der Freund. — Ach freilich, sie versandten keine Anzeigen, und Arabella schreibt ja niemals. Ich selber habe es nur auf Umwegen gehört. Der Scharlach war im Hause ausgebrochen, da hat sie sich bei der Pflege des jüngsten Brüderchens den Tod geholt.

Willibald saß von der unerwarteten Nachricht betäubt. Er berichtigte nur mechanisch:

Des Schwesterchens.

Meinethalben war es ein Schwesterchen. Ich habe mir den schreienden Balg seinerzeit nicht so genau angesehen.

Und wann — wann starb Cora?

Laß sehen. Vor anderthalb Jahren war ich zuletzt in Italien, wo ich leider Arabella nicht mehr antraf. Damals war die Sache mit dem Kapitän noch neu, so ein sechs, acht Monde her. Und zwei Jahre vorher, im August, sagte man mir, sei die arme Cora gestorben. Sie sah ja immer nach frühem Sterben aus. Aber ein eigenes Geschöpfchen ist sie gewesen, es tat mir herzlich leid um sie.

Von dieser Stunde erfüllte Cora aufs neue Willibalds ganze Seele. Seit er sie tot wußte, war sie für ihn lebendiger als je. Das Wesen der Frühgeschiedenen trat ihm wieder so nahe wie in den Tagen von Miravalle. Also gerade ein Jahr nach seiner Abreise war das Waldkind gestorben, waren ihre Lieder für immer verhallt! Er konnte sich von der Vorstellung nicht losreißen, sie sei durch ein rohes Wort des Vaters über ihr dunkles Verschulden aufgeklärt worden und habe mit Bewußtsein den Tod des Brüderchens gesühnt, indem sie ihr Leben für seinen Liebling

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Nerina hingab. Cora wurde ihm zur Märtyrerin, zur rührenden kleinen Heiligengestalt.
Sie war dahingegangen und er hatte ihr nichts mehr sein können! Vielleicht hatte sie aus der Ferne noch einmal die Arme nach ihrem Freund und Helfer ausgestreckt, und er war taub geblieben, hatte nichts gefühlt, nichts geahnt!
Seiner Mutter verschwieg er den Tod des Mädchens, um sie nicht zu betrüben. Er hegte in aller Heimlichkeit sein Leid, und die Erinnerung vergöttlichte ihm das liebe Bild. In jedem Tierchen liebte und schützte er ein Vermächtnis seiner kleinen Nymphe. Ich werde ein besserer Mensch werden, sagte er sich; mit einem solchen Vorbild kann man nicht klein und selbstsüchtig sein. — Wenn die Sommersonne auf die Tannenwälder schien, daß das erwärmte Harz nach den Pinien von Miravalle duftete, so schwebte ihr Geist ganz nahe um ihn, er redete oft leise mit ihr und meinte aus Bäumen und Gräsern ihre Antwort zu vernehmen.

*

Wieder baute der toskanische Landmann seinen kunstreichen Schober, und die Goldammer schmetterte über den frischen Stoppeln ihr Lied in die Bläue des Himmels, als ein Mann, dem man den Fremden und den Deutschen von weitem ansah, in noch kühler Morgenstunde den Feldweg hinwanderte, der ein Stündlein oberhalb der Bahnstation in die nach Lolliga führende Landstraße mündet. Ein altes romanisches Kirchlein, das ihn von weitem mit bekannten Augen anblickte, gab seinen Schritten die Richte.
Der Mann trug den Hut in der Hand, denn er war schon eine Strecke gegangen. Sein Scheitel war nicht mehr so dicht wie vor zehn Jahren, als er zum erstenmal diesen Weg gewandert, und ein verfrühtes Grau mischte sich in sein glanzloses Dunkelblond. Auch setzte er den Fuß nicht mehr so leicht auf wie damals der Vierundzwanzigjährige unter der Last des schweren Rucksacks,

der das Staunen aller Vorübergehenden erregt hatte. Aber der toskanische Landbewohner hat ein langes Gedächtnis, darum wunderte sich der Ankömmling nicht allzusehr, als ein alter Hausierer, dem er im Hause Corradi seinen Bedarf an Seifen und Schuhnesteln abgekauft hatte, an den durchlöcherten Hut griff und im Weitergehen gleichmütig sagte: Guten Tag, Sor Baldo! als hätte er ihn gestern erst gesehen. Gern hätte der frühe Wanderer den Mann gestellt, um ein paar Worte zu wechseln, aber er mochte den traumhaften Zustand, in den er sich versetzt fühlte, nicht unterbrechen. Doch in der Nähe des Kirchleins holte ihn ein junger Bauer ein, der ein Ochslein vor sich hertrieb, und jetzt gab es eine laute Begrüßung. Es war ein Sohn des ehemaligen Colonen von Miravalle, der als halbwüchsiger Junge jenes Tages mitgesichelt hatte, da Willibald sich in den Finger schnitt. Ihr Weg ging eine Strecke weit zusammen, denn der junge Mensch, der übrigens schon verheiratet und Vater war, arbeitete auf einer Tenuta im Violanatal, und Willibald strebte auf den Spuren der Erinnerung den alten lieben Orten zu.

Sie werden dort vieles verändert finden, sagte der junge Bauer. Die schöne Kastanienwaldung ist auch geschlagen. Das Gut wurde in diesem Frühjahr verkauft, und der neue Eigentümer hat alles umgeorgelt.

Natürlich sprach man auch vom Tode des Kapitäns, und Willibald wollte Näheres über den Hergang wissen.

Der Bauer schwieg zuerst, dann sagte er in seinem schönen Toskanisch, das so gebildet klang wie die Rede der Vornehmen:

Nun ja, jetzt kann man ja davon sprechen, der alte Canali ist tot, und der Beppe kommt nicht wieder! Beide hatten es dem Herrn Kapitän seit lange geschworen, noch von den Zeiten der Annetta her. Unser Padrone, Gott hab' ihn selig, Sie wissen ja, was für ein schöner Mann er war, und die Weiber brennen schneller als ein Strohwisch. Aber der Alte hatte gute Schweigegelder bekommen und hätte können zufrieden sein. Da wollte es das Unglück,

daß der Herr Padrone auf der Fiera von Lolliga ein paar Worte mit der Frau des Beppe sprach, versteht sich, in allen Ehren mitten unter den Meßbuden, darüber brach an dem Beppe die Tollwut aus.

Also in Lolliga geschah die Tat?

Ja, Herr, auf dem Marktplatz am hellichten Tage.

Schade, schade um den prächtigen Mann, sagte Willibald, der die erlittene Unbill längst verziehen hatte und sich nur noch an das Gute erinnerte. — Und was wißt Ihr von Eurer ehemaligen Padrona?

Die Damen sollen dieses Frühjahr auf ein paar Stunden nach Lolliga gekommen sein, aber ich habe sie nicht gesehen. Sonst leben sie im Ausland.

Die Damen? Willibald besann sich, ach ja, nun mußte ja auch Nerina nahezu erwachsen sein, gewiß eine frühreife Schönheit. Was er von den Veränderungen auf Miravalle gehört, hatte ihm plötzlich die Lust zu einem Besuche dort genommen; es war besser, die Bilder der Erinnerung, die so lebendig in ihm waren, nicht durch einen fremden Anblick zu zerstören. Nachdem er sich von seinem Begleiter verabschiedet hatte, der ihn mit toskanischer Gastlichkeit einlud, doch ja auf dem Rückweg ein Glas Wein in seinem Häuschen zu trinken, ging er statt nach Miravalle abzubiegen, geradeswegs die Straße nach Lolliga weiter.

Da war das Kirchlein, das er zuerst in Coras Begleitung betreten hatte. Da war das Friedhöflein mit dem grünen Rasen und dem Muttergottesbild in dem niederen grauen Mäuerlein. Die zwei Zypressen, die es beschatteten, waren mächtig emporgewachsen, sonst hatte sich nichts verändert. Die Amseln sangen und hüpften wie damals zwischen den Steinen. Auch die Zahl der Bewohner hatte sich nur um wenige vermehrt. Die Gräber von Vater und Tochter lagen dicht nebeneinander an der Mauer; die Schatten, die einst zwischen den beiden standen, schien der Tod hinweggewischt zu haben. Auf dem des Kapitäns, das ein weißer Mar-

morblock schmückte, lagen welke Kränze und Blumen, gewiß vom letzten Besuch der Witwe her. Der Ruheplatz des wilden Waldkindes trug nur ein kleines, fast allzu kleines Steinkreuz mit der Inschrift: Ihrer Cora die trostlosen Eltern. War das eine bloße Redensart oder hatte auch der Vater eingesehen, was sie an ihr verloren? Im übrigen lag das Grab verwahrlost und verwildert, nur in den steifen Immortellenkranz, der sich um das Kreuz schlang, war wie aus Mitleid ein einziger Strauß Narzissen gesteckt.

Ein uraltes Weiblein, ein wandelndes Zittern, trat aus der Kirche und wankte mit einem Gruß vorüber. Willibald schenkte ihr eine Hand voll Kupfergeld, wofür sie ihm allen Segen des Himmels anwünschte. Das zitternde Alter hatte der Tod verschont, und da unten lag die holde Jugend, die so wert war zu leben.

Willibald säuberte den Hügel sorglich von dem wuchernden Unkraut und legte einen Strauß herrlicher Rosen darauf, den er unterwegs von einer Mauer geschnitten hatte. Dann setzte er sich auf das Mäuerchen, wo er ehedem mit ihr gesessen, und lebte den Sommer von Miravalle noch einmal Tag für Tag und Stunde für Stunde in verklärender Erinnerung durch.

Des andern Tages fuhr er nach Pisa, um auch das Fischerdorf wiederzusehen, wo er seine ersten Monate auf italienischer Erde verbracht hatte. Es war zu einem besuchten Bade- und Fremdenort geworden. Den einsamen Strand, auf dem er mit nackten Beinen das Netz hatte ziehen helfen, deckten jetzt buntbewimpelte Holzbaracken und frisch duftende Laubhütten, unter denen die Badegäste den salzigen Anhauch der See einatmeten. Die Jugend beiderlei Geschlechts tummelte sich in der stark bewegten Flut. Sie hielten sich bei den Händen, lange Ketten bildend, damit die Damen nicht weggerissen würden, und sprangen mit der hohen Welle, ehe sie sich brach. Einzelne kühnere Schwimmer schossen mit dem Kopf unter der stürzenden durch und ließen sich im Gischt begraben. In einer Gruppe ging es besonders lustig zu; da hatte

jedes ein Brett im Arm, sie warteten die anrasende Woge ab, warfen sich hart vor ihr mit dem ganzen Oberkörper auf das Brett und ritten so von Schaum verhüllt zum Strande, wo das Brett mit Gewalt in den Sand fuhr.

Willibald sah dem Spiele, das ihm neu war, ein Weilchen zu. Auf einmal hörte er aus der donnernden Brandung seinen Namen rufen. Er sah verwundert umher und glaubte an eine Gehörstäuschung. Da rief es noch einmal und lauter als zuvor. Und jetzt erkannte er im brodelnden Wellenspiel einen Mädchenkopf mit hängendem Haar, der einen Augenblick zu ihm aufsah und gleich darauf in Schaum und Gischt wieder untertauchte.

Aber schon die nächste Woge rollte einen jugendlichen Körper auf den Sand, der, während die Flut zurückrauschte, mit aalgleicher Behendigkeit auf die Füße sprang.

Kennen Sie mich nicht mehr, Herr Willibald?

Ein herrliches Geschöpf stand vor ihm. Ihr kurzer, schwarzseidener Badeanzug, der nur bis zu den schlanken Knien reichte, deutete die vollkommensten Formen an; was er freiließ, war einer Göttin würdig. Der wundervoll geschwungene Schwanennacken trug einen kleinen beweglichen Kopf mit halbgelöster dunkler Flechte, die triefend herabhing. Weiße Schaumflocken saßen ihr wie Blumen im Haar. Ihr reizendes Gesicht war noch verschleiert von Feuchtigkeit, ihre Augen schimmerten grünlich.

Erinnern Sie sich nicht mehr an die kleine Cora Corradi?

Kannten Sie die kleine Cora Corradi? fragte er mit stockendem Atem zurück.

Er war bleich wie ein Laken, und jeder Nerv an ihm bebte.

Machen Sie doch die Augen auf, Sie kurzsichtiger Herr, ich bin es ja selber.

Das ist geträumt, geträumt, gleich wird der Spuk verflogen sein, sagte sich Willibald.

Aber sie trat näher und gab ihm mit kräftigem englischem Druck die Hand, die sich sehr lebendig anfühlte.

Ich wußte nicht, daß Sie — daß Sie noch leben, brachte er endlich mühsam hervor.

Sie lachte kurz auf. Ja, das war ihr altes Lachen, nur daß etwas ihm Fremdes mitklang. Freilich eine solche Gestalt und den Tod zusammen zu denken, war wunderlich. Aber dann schien sie seine Worte als Vorwurf wegen ihres Verstummens zu deuten, denn sie sagte:

Mama hatte Ihre Anschrift verloren, deshalb konnten wir nicht mehr schreiben.

Und wie geht es Ihnen denn? fuhr sie fort. Sie tragen keinen Ring, sind Sie nicht verheiratet? Wie schade.

Eine Gruppe junger Leute war ihr aus dem Bade gefolgt und stand in höflicher Entfernung vor den Sprechenden. Nur einer, der nähere Rechte zu haben schien, trat heran, um ihr den flockigen Bademantel zu reichen, den er vom Boden aufgehoben hatte. Cora befahl ihm in englischer Sprache, den Mantel voraus in die Baracke zu tragen.

Dann wandte sie sich wieder zu Willibald:

Und jetzt führe ich Sie zu Mama. Wie die sich freuen wird.

Sie eilte ihm leichtfüßig über den lockeren Sandboden voran, zwischen den Gruppen der umherschlendernden oder im Sande eingegrabenen Badegäste durch, die ihr alle nachschauten. Frei und lächelnd ging sie hin, ohne die Blicke herauszufordern oder sie zu scheuen, im Bewußtsein makelloser körperlicher Vollkommenheit. Es war nichts Auffallendes dabei, auch die übrigen Badegäste bewegten sich mit solcher Freiheit. Doch fühlte man ihrem ganzen Gebaren an, daß sie sich mehr herausnehmen durfte als andere. Zuweilen hielt sie inne, damit er ihr mit seinem schweren Schuhwerk folgen konnte, und währenddessen spielte sie mit den beweglichen Zehen, deren er sich so wohl erinnerte, im Sand. Ihre Füße blinkten, daß dem ganz betäubten Willibald, dessen Gedanken in der Irre liefen, das Wort Homers von der silberfüßigen Thetis einfiel.

Sie führte ihn unter eine der frischen Laubhütten, wo ein Mädchen im Alter zwischen Kind und Jungfrau mit dem jungen Mann von vorhin schäkerte. An der Ähnlichkeit mit dem Vater erkannte er das ehemalige Baby. Sie hatte ein scharfgeschnittenes Gesicht, das ein wenig zum Vogelartigen neigte, und Augen wie zwei Feuerräder, jene Art schwarzer Augen, die vor lauter Glanz gar keinen Ausdruck haben.

Wo ist Mama? rief ihr Cora entgegen.

Sie deutete lässig nach dem Haus, indem sie den Ankömmling mit kritischen Blicken musterte.

Nerina, begrüße den Herrn, es ist ein alter Freund der Familie, Herr Willibald Moor, den du oft hast nennen hören, wenn du dich auch seiner nicht erinnerst.

Das Mädchen reichte ihm kühl die Hand und wandte sich dann wieder dem jungen Manne zu.

Im Hause fanden sie Arabella, die ihn auf den ersten Blick erkannte. Ihre Hände zitterten, daß ihr das Blumenglas, das sie eben ordnen wollte, entfallen wäre, wenn es Cora nicht schnell ergriffen hätte. Dann mußte er sich mit ihr an den schön bereiteten Teetisch in die grüne Dämmerung einer großen Rebenlaube setzen, deren Blätterdach durch abgehauene ungeschälte Baumstämme gestützt war, daß man sich im Walde glauben konnte.

Cora ging sich umzukleiden. Noch fassungslos starrte er dem farbenprächtigen Schmetterling nach, der sich aus der unscheinbaren grünen Raupe entwickelt hatte. Immer konnte er noch nicht glauben, daß sie wirklich dieselbe sei.

Nicht wahr, das ist eine erstaunliche Veränderung? sagte die Mutter hinter ihr her. Gleich mit unserem Wegzug von dem alten Boden begann sie so wunderbar aufzublühen, daß man das Häufchen Trübsal aus Miravalle gar nicht mehr erkannte.

Ja, eine wunderbare Veränderung, antwortete er, aber sein gepreßter Ton paßte nicht ganz zu den Worten.

Unbeschreibliche Gefühle kämpften in seiner Brust. Er hätte sich freuen müssen, daß sie lebte und glücklich war, aber das unerwartete Wiedersehen, das jenseits aller Hoffnung lag, ängstigte ihn mehr als es ihn beglückte.

Ich war gestern in Lolliga, begann er zögernd nach einer kleinen Pause.

Arabella drückte ihm die Hand, Tränen standen in ihren Augen.

Wer liegt in dem zweiten Grab? fragte er mit Uberwindung.

Meine Nichte, das Töchterchen meiner Schwägerin Costanza. Sie hieß nach unserer Cora und war nur wenige Jahre jünger. Ein Kind wie ein Engel. Sie wollte sich nicht von ihrem scharlachkranken Brüderchen trennen, erkrankte selbst und starb in unserem Hause. Auch die meinen lagen damals krank. Ach, was ist nicht alles über mich ergangen, seit Sie uns verließen.

Wer sich nicht verschönert hatte, war Arabella. Ihr Kopf war viel zu groß geworden, und die ganz ergrauten, wenngleich noch vollen Haare ließen ihre Züge verschwommen erscheinen. Aber ein Ausdruck unendlicher Güte lag darauf, und ihr Wesen war um vieles weicher und nachgiebiger geworden. Man sah, ihre Umgebung machte jetzt mit ihr, was sie wollte.

Ich habe Ihnen öfters geschrieben, begann er wieder, haben Sie die Briefe nicht erhalten?

Sie errötete plötzlich, und beide wußten jetzt, wer sie aufgefangen hatte.

Cora kam im weißen ausgeschnittenen Spitzenkleid, das ihre Schönheit noch strahlender machte, eine Wasserlilie im aufgesteckten Haar. Sie war feenhaft anzusehen, aber trotz ihrer hinreißenden Liebenswürdigkeit blieb ihm das Herz zusammengeschnürt. Ihre Augen glänzten jetzt tiefgrün unter dem Laubdach. Doch was aus ihnen blickte, war nicht mehr die stille tiefe Seele des Waldes, dieser phosphoreszierende Schimmer gehörte den Augen einer gefährlichen, ihrer Macht bewußten Meerfrau an.

Arabella erzählte ihm soeben, daß sie nach Italien gekommen seien, um den Verkauf des Gutes persönlich zu vollziehen.

Cora sagte dazwischen:

Ja, Mama hat sich endlich auf unser dringendes Zureden entschlossen, den alten Kasten zu verkaufen, denn wir brauchten Geld. Sie wollte lange nicht daran; sie hing an diesem Bauernhaus und den paar Hufen Landes, wo Fuchs und Wolf sich Gute Nacht sagen.

Willibald blickte von der Tochter auf die Mutter, und die grauhaarige Frau mit dem stumpfen Blick erschien ihm plötzlich verehrungswürdig, weil sie die Treue kannte.

Aber Ihr Wald, Fräulein Cora, Ihr herrlicher Wald? Die Bäume, auf denen Sie einst zu Hause waren!

Gerade die trugen uns am meisten ein, wir ließen sie zuvor noch schlagen.

Erinnern Sie sich nicht mehr, wie Sie um die Pineta weinten? fragte er nach einem kurzen Schweigen.

An solche Einzelheiten erinnerte sie sich nicht. Aber sie wußte wohl, daß sie damals noch recht kindisch war. Und wenn ich mich nicht irre, setzte sie hinzu, war der Herr Hofmeister auch nicht viel weiser.

Ihr schelmisches Lächeln war bezaubernd, aber ihm schnitt es wie ein Schwert durch die Seele. Das Bild der kleinen Waldnymphe mit den traurigen Augen sah ihn noch einmal an, dann verschwand es auf immer hinter den knorrigen Stämmen der Laube.

Die dicken Rebengeflechte, die sich um die Stützen wanden und verschlungen am Boden krochen, veranlaßten ihn zu der Frage:

Lieben Sie die Schlangen noch, Fräulein Cora?

Schlangen! lachte sie. Jawohl, ich bin jetzt selber eine. — Dabei blitzten ihre Perlenzähne, und ihre Augen begannen stärker zu schillern.

Ein Trupp junger Leute mit Mandolinen und Gitarren drang lärmend ein. Willibald bemerkte jetzt erst, daß der Teetisch für

eine größere Anzahl Gäste gedeckt war. Sie wurden alle vorgestellt, italienische und englische Namen schwirrten unverstanden an seinem Ohr vorüber. Ein allgemeines Durcheinanderlachen und Schreien begann. Der Ton war ein etwas wilder, aber Cora regierte sie alle mit ihren Blicken.

Auch Nerina hatte sich eingefunden und benutzte ihre äußere Kindlichkeit, um mit den jungen Männern zu balgen und sich gelegentlich dem einen oder dem andern auf den Schoß zu setzen. In Haltung und Gebärden ahmte sie sichtlich der älteren Schwester nach, nur ohne den Schmelz, der über allem lag, was Cora tat. Diese, die in immerwährender Bewegung war, hatte für jeden einen Blick und ein rasches Wort, aber sie vergab sich nichts, und die Freiheiten, die sie sich nahm, durften ihr wie einer Königin nicht erwidert werden.

Ihren ehemaligen Lehrer behandelte sie mit ausgesuchter Aufmerksamkeit und bediente ihn immer selbst beim Tee. Er hörte auch, wie sie einem ihrer Verehrer, demselben, den er zuerst gesehen hatte und der ein Verwandter zu sein schien, in wohlwollendem Tone über ihn sprach:

A dear old gentleman, we used to be such friends.

Mit jeder Minute wuchs sein Schmerz, als ob ihm an diesem Abend sein Teuerstes entrissen worden wäre.

Die Mutter verwickelte ihn wieder ins Gespräch:

Nach Lando fragen Sie gar nicht?

Wie geht es ihm in Kanada? fragte er mechanisch.

Er ist ein wackerer Mensch geworden, fleißig in seinem Beruf als Ackerbauer und Viehzüchter und hat schon Familie, so jung er ist. Ihnen bewahrt er ein dankbares Andenken und hat sich schon oft nach Ihnen erkundigt. Das hätten Sie wohl gar nicht erwartet?

Nein, das hätte er nicht erwartet; es war alles anders, als er es erwartet hatte, und ehe die Musik begann, erhob er sich gequält, um zu gehen.

Aber Arabella hielt ihn fest:
Sie müssen doch bleiben und Cora singen hören.
Jetzt erfuhr er, daß Cora sich zur Sängerin ausgebildet hatte.
Sie waren es, der den ersten Anstoß dazu gab, erinnern Sie sich noch? Nach ihres Vaters Tode bemühten sich meine Verwandten um ihre Ausbildung. Sie ist schon wiederholt mit großem Erfolg in öffentlichen Konzerten aufgetreten.
Cora sang. Sie hatte einen reichen, trefflich geschulten Mezzosopran und einen Vortrag voll Kraft und Feuer. Aber es war nicht mehr die freie Kehle des Waldvogels, und dem alten Freunde wollte es scheinen, als habe ihre Stimme einst einen anderen, geheimnisvolleren Klang gehabt. Die Zuhörer umdrängten sie mit stürmischer Bewunderung, der eine bat um dieses, der andere um jenes Lied, und Cora wußte durch Gewähren und Versagen sich zu jedem in eine besondere Beziehung zu stellen, die bedeutsam scheinen konnte, während sie vielleicht keinen von allen ernst nahm.
Sie könnte die glänzendsten Partien machen, flüsterte ihm die Mutter zu. Aber sie entschließt sich nicht. Es macht mir oft rechte Sorgen. Man kann doch nicht immer singen. Bitte, reden Sie ein Wort mit ihr. Sie haben immer so viel bei ihr gegolten.
Wird hier über die ungeratene Tochter verhandelt? fragte Cora, indem sie sich lächelnd zu ihm setzte.
Der alte Hofmeister ist beauftragt, mit der schönen Wasserfrau über ihre Zukunft zu reden, sagte Willibald, sich gleichfalls zum Lächeln zwingend.
Meine Zukunft denke ich mir sehr einfach: Solange meine Stimme, die nicht groß ist, ausreicht und einen Schwarm von Verehrern um mich sammelt, will ich sie sämtlich an der Nase herumführen. Läßt einmal die Stimme nach, so suche ich mir den Reichsten aus und erhebe ihn zum Rang eines Gatten. Und unterdessen will ich noch sehr viel lachen, tanzen und mich meines Lebens freuen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Man schied mit beiderseitiger großer Herzlichkeit. Aber eine Herbstempfindung schauderte durch Willibalds Seele, als er wieder in der Eisenbahn saß. Er fühlte sich mit einem Male unsäglich arm und unsäglich alt auf einer blühenden Erde, die ihn nichts mehr anging. Und sein Hirn arbeitete lange vergeblich, um die heutigen Eindrücke unterzubringen. In der Pflanzenwelt, dachte er, ist man doch sicher, daß aus einer Lilienzwiebel keine Tulpe wächst, wer aber weiß, was aus einer jungen Menschenpflanze werden kann? Und dafür hat man die Kinderseelen zu seinem Lebensstudium gemacht! Sie wird einen dieser Laffen heiraten und auf ihre Weise glücklich sein. Aber wissen möchte ich, ob nicht in ferner, ferner Zeit, wenn das Ballfest der Jugend durchgetanzt ist und die grauen Tage beginnen, die für solche Kinder des Genusses noch grauer sind, ob nicht dann einmal doch wieder ein Hauch aus den Wäldern von Miravalle durch ihre Seele ziehen und sie an den Freund und Helfer ihrer Kindertage erinnern wird.

Sehr zerstreut und sehr wortkarg kehrte Willibald von seiner italienischen Reise zurück. Die Mutter wartete mit Spannung auf eine Nachricht von Cora.

Als er stumm blieb, wagte sie ihn geradezu nach der Waldnymphe zu fragen.

Da drückte er mit abgewandtem Gesichte ihre Hand:

Lassen wir sie ruhen. Sie ist noch als Kind am Scharlach gestorben; es sind schon viele, viele Jahre her.

Die ‚Allegria'

Ich wollte auf diese Blätter irgendeine tiefsinnige Betrachtung schreiben. Aber meine Gedanken lassen es nicht zu. Es ist merkwürdig, wie wenig man seine eigenen Gedanken in der Gewalt hat. Sie tauchen auf und unter, sie verschieben sich, ballen sich wie die Wolken, die ein starker Wind vor sich her treibt. ‚Der Geist weht, wo er will', man muß ihm den Willen lassen.

Aus den Tiefen längstvergessener Jahre sieht heute ein Gesicht mich an, das Gesicht eines jungen Mannes. Es ist von der Sonne verbrannt und hat Augen, die blau sind und lachen wie der Himmel. Wie der Himmel Italiens, zu dem sie gehören. Wie der Himmel über dem Golf von Spezia, der blauer ist als irgendein anderer. Und nun steht mit einem Male auch der Golf wieder vor mir mit seinen Buchten und Inseln und dem tiefen Wasser, das so blau ist, daß man unwillkürlich seine Hände betrachtet, ob sie nicht blau geworden sind, wenn man sie eingetaucht hat. Aber dieses Bild ist nur der Rahmen für die Luftgestalt eines Jünglings, der schräg her über die Wasser auf mich zuwandelt. Er trägt einen blühenden Asphodelosstengel in der Hand und lächelt.

Und noch andere Gestalten sehe ich, vor allem mich selbst als junges Mädchen. Ich darf von der sprechen, die ich sehe, weil ich längst eine völlig andere geworden bin. Auch das junge Mädchen hat die Sonne im Auge und auf dem Scheitel. Sie klettert an Klippen auf und nieder, liegt den halben Tag im Wasser wie ein Meerweib und taucht wie eine Möwe. Bei Mondlicht schwimmt sie ins Meer hinaus und läßt wonnevoll das phosphorblitzende

Wasser um ihre Glieder rieseln, das sie mit tausend Diamanten bestäubt. Dem Sonnenaufgang sieht sie von der höchsten Felsenspitze zu.

Seht ihr dort die altersgrauen
Schlösser sich entgegenschauen?

Es sind die beiden alten Felsenkastelle von Lerici und San Terenzo, die jede auf dem äußersten Horn einer tiefen Einbuchtung liegen und sich über das Meer entgegenzudrohen scheinen. Am Fuße des letzteren wohnt sie. Aber kein Leander findet zu ihr den Weg, und sie wartet auch auf keinen. Sie ist für ein paar Wochen wunschlos selig, völlig aufgelöst in Sonne, Seeluft und Selbstvergessenheit. Sie will gar nichts, als unter ihrem Ölbaum träumen, die Feige an dem sonnigen Felsenhang reifen sehen oder von ihrem Fenster, das turmhoch aufs Meer hinunterschaut und zuweilen doch noch von dem springenden Schaum der Brandung erreicht wird, den ziehenden Segeln nachblicken und ihre Augen an den kühnen Umrissen des Kastells von Lerici weiden. Und jede Sonne, die sinkt, läßt ihr die Gewähr einer neuen, noch schöneren.

Aber all diese Schönheit, die man doch nicht an sich ziehen und völlig austrinken kann, wie man möchte, durchfährt die Seele zuweilen wie ein schneidendes Schwert. Was nützen uns die fünf Sinne, diese armen Waisenkinder, die uns das Schöne nur zeigen, wenn der sechste Bruder fehlt, der es uns zu eigen geben könnte! Die Möwe hat ihn vielleicht, die da draußen fliegt und gierig den Raum mit ihren Lungen trinkt. Hätte man wenigstens Flügel auszuspannen wie sie, um die lockenden Inseln zu umschweben und dem Südwind die Brust zu bieten. Zuweilen wird diese Ohnmacht fast zu einem körperlichen Schmerz. Wenn aber das Dunkel kommt, die Ferne zu verschleiern, und der Leuchtturm vom Tino seine kreisenden Strahlen über das Wasser wirft, dann ist auf einmal der Raum in mir, und die Sehnsucht ruht.

So schlürfte ich Tag für Tag meine Einsamkeit wie den allerberauschendsten Zaubertrank. Zwar an Gesellschaft fehlte es nicht im Ort, die allerbeste war dort zu haben, nur keine, die meinen Jahren entsprach. Es wandelten damals glänzende Gestalten in San Terenzo, an die ich zurückdenke wie an ein untergegangenes Heroengeschlecht. Sie waren voll Weisheit und Güte und gönnten dem jungen Mädchen gern ihr Gespräch, aber sie blickten schon alle nach Sonnenuntergang; ich allein blickte noch nach Sonnenaufgang.

Der Glänzendste unter ihnen war der berühmte Naturforscher, Schriftsteller und Senator Paolo Mantegazza. Er mochte ein Fünfziger sein, stand aber noch auf der vollen Höhe seiner Mannesschönheit und ging immer in weißer Seide wie ein indischer Rajah. Er trug seinen Weltruhm mit einer unwiderstehlichen Grazie und verflocht mich, wo er meiner ansichtig wurde, in seine bezaubernde Unterhaltung. Sein Garten stieg in breiten Terrassen über das Meer empor, daß man die darunterliegende Straße nicht sehen konnte, sondern unmittelbar über dem Wasser zu schweben glaubte. Nirgends sah man die Inseln so schön wie von dort. Die schönsten Dattelpalmen wuchsen vor seiner Tür im Freien, und die stachligen Früchte der indischen Feige habe ich dort zum erstenmal gesehen. Er hatte viele tropische Gewächse von seinen großen Reisen mitgebracht und auf seinem Grund und Boden in San Terenzo eingebürgert, den er dadurch zu einer Sehenswürdigkeit machte. Seine weiße Villa war ganz umrankt von Passionsblumen, deren er dem fremden Gast zuweilen einen Korb voll schickte.

Aber mir noch werter war mein Hauswirt, der weißhaarige Giacomino. Welche Güte und menschliche Feinheit in diesem alten Seelöwen! Immer, wenn ich an ihn denke, fällt mir zugleich Garibaldi ein, dem er glich, und es ist mir dann, als hätte ich den Heros gekannt, denn ich bin gewiß, auch in Giacominos Seele war etwas von Garibaldi, dem Urbild aller Seelöwen, dem irren-

den Ritter der Freiheit, dem Heldenmann mit dem Kinderherzen, der ja auch ein Sohn des Volkes war.

Ich zahlte dem guten Alten eine Lira Miete den Tag für sein hohes Zimmer über dem Meere. Aber was gab mir der Mann dafür. Er hielt mir Ordnung, machte mein Bett, kochte und briet für mich, lehrte mich rudern, und wenn ich über den Bergrücken spazieren gehen wollte, so begleitete er mich, denn er sagte, es schicke sich nicht für eine Signorina, allein zu gehen. Seine Dienstbarkeit war Gastfreundschaft und erniedrigte ihn nicht. Steckten nicht auch die Helden und Könige Homers die saftigen Bratenstücke selber an den Spieß und schichteten Glut auf? Ein solcher war Giacomino!

Und die Geschichten, die er mir erzählte! Ich werde niemals wieder solche Geschichten hören. Von dem schönen Briganten Giuseppe Suffardi, der sich vor den Kugeln der Carabinieri in den Fluten der Magramündung barg, und dessen toten Leib eine schöne Gräfin mit Gold aufwägen wollte, um über ihm zu weinen! Von den levantinischen Schiffern, die eines Tages mit einer Seekarte aus den Zeiten Julius Cäsars im Golfe landeten, um die seit Jahrhunderten vom Erdboden verschwundene Hafenstadt Luni zu besuchen! Von der alten Römerstadt Vada, die drüben bei Livorno auf dem Meeresgrunde liegt, und deren Straßenzüge man bei besonders klarem Wasser noch mit dem Boot verfolgen kann. Auch von seinen eigenen Abenteuern, von Piraterie und Schiffbruch auf beiden Hemisphären. Dann von der großen Zeit des Risorgimento und vom Alten von Caprera mit seinen Mille. Diese Geschichten waren damals noch nicht Geschichte geworden, sie hatten noch den zuckenden Puls des Lebens. Eins seiner Leibstücke war die Rettung des flüchtigen Verschwörers Felice Orsini durch die Einwohner von San Terenzo, die auf Giacominos Rat ein Volksfest veranstalteten und, während die päpstlichen Sbirren alle Häuser nach dem Flüchtling durchsuchten, den geächteten Mann im Gewühl verbargen. Es war wohl immer Dichtung

und Wahrheit, was er zum besten gab, aber es mundete dafür nur um so besser.

Wenn wir zusammen hinausruderten, wurde der ganze Golf lebendig. Erinnerungen wechselten mit Sagen, man mußte alles nehmen wie es kam: Dort bei Lerici lag voreinst Lord Byron mit seiner Jacht, dem Bolivar, vor Anker, von dem er über die ganze Breite des Golfs hinüberschwamm. Hier in dem großen Palast mit der meerbespülten Terrasse hat der Dichter Shelley gewohnt und in dem großen Park sein schönstes Lied gedichtet. Im Schloß von Lerici hat Franz I. von Frankreich genächtigt, als sie ihn gefangen nach Spanien führten, und hat mit seiner Schönheit und seinem Unglück das Herz der Kastellanstochter betört. Diese starrende Klippe im Meer hat der Rasende Roland mit einem Schwerthieb so scharf und glatt gespalten. So ging es unermüdlich weiter; es waren die wechselnden, immer neuen Gesänge des einen gewaltigen Epos vom Meere.

Groß war das Ansehen, das der alte Mann unter seinen Landsleuten genoß. Auch Mantegazza mit all seinem Ruhme galt ihnen nur als hochverehrter Gast, ihr eingeborenes Oberhaupt war Giacomino durch Erfahrung, Weisheit und Rechtsgefühl. In seinem Schutz, unter seiner unausgesprochenen Gerichtsbarkeit stand der ganze Ort. Wer dorthin kam, der trat in den Frieden der gemeinsamen Familie ein. Es gab keine Diebstähle unter den Einheimischen, keine Überteuerung der Fremden dazumal. Alles verkehrte auf dem Fuße der Gleichheit miteinander. Auch mich kannte jedermann, obschon niemand meinen Namen wußte. Ich war die Signorina und wohnte bei Giacomino, das genügte.

Eines Abends nahm er mich auf den Fang des Tintenfisches mit. Wir fuhren in die stillste Bucht hinein. Dort zog er ein Fläschchen Olivenöl aus der Tasche, und eine Redeweise, die ich bisher nur als Metapher gekannt hatte, wurde zur greifbaren Wirklichkeit: ich sah, wie durch ein paar Tropfen Öl die Wasser sich weithin glätteten. In diese stille, fettglänzende Fläche senkte er ein

dreikantig geschliffenes Spiegelglas hinab. Der Tintenfisch, belehrte er mich, gehöre zu den wenigen Fischen, die sich paaren. In dem Spiegel erblicke er sich selbst, halte sein eigenes Bild für das Weibchen, schieße darauf zu und bleibe in dem niedergelassenen Netze gefangen. Was das Glas für eine Anziehungskraft üben mag, lasse ich dahingestellt. Gesehen habe ich, wie gleich, nachdem es hinabgesenkt war, das Wasser sich vom ausgespritzten Gallensaft des Tieres tiefschwarz färbte, und wie Giacomino, still lächelnd im Triumph der Menschenlist, die Beute ins Boot warf. Aber das Gemengsel ringender Arme und glotzender Augen war so greulich anzusehen, daß ich es schleunigst ins Meer zurückzuschleudern trachtete, worüber Giacomino, der seinen Fang verteidigte, sich beinahe im Ernst mit mir entzweit hätte und ärgerlich schwor, mich niemals wieder auf den Fischfang mitzunehmen.

Als wir die Bucht verließen, lag ein kleiner Kutter, der zuvor nicht dagewesen, draußen im tieferen Wasser.

Giacomino sah sich fast die Augen aus. Das Schiff war ihm unbekannt, und er kannte doch sonst alle Fahrzeuge, die in diesen Gewässern verkehrten.

Wir fuhren bei einbrechender Dämmerung noch nach Lerici hinüber, wo ich einen Besuch zu machen hatte.

Unvermerkt ließ ich mich dort festhalten und kam erst mit sinkender Nacht an die Lände zurück, nach Giacomino und unserem Schifflein zu rufen.

Ein Sturm war im Anzug und die Luft so dunkel, daß man sich nur noch an der Stimme erkennen konnte. Das Wasser klatschte schon laut gegen den Staden.

Der Alte war treulich zur Stelle; er drängte sein Boot gegen die moosbewachsene Wasserstufe, wobei er Mühe hatte, es vor dem Anprall zu schützen, und ließ mich einsteigen.

Kein anderes Fahrzeug war mehr im Wasser, man hatte sie alle klüglich ins Trockene gebracht. Ihre Inhaber saßen geborgen in der Osteria, und die Lände lag völlig verödet.

Wir wollten eben abstoßen, da rief eine Stimme durch die Nacht: Oh barcajuolo! Laß mich einsteigen. Ich muß noch nach San Terenzo hinüber.

Durch die Dunkelheit waren die Umrisse einer Männergestalt erkennbar, die rasch die Stufen herabsprang und mit den Armen winkte.

Barcajuolo! barcajuolo! Nimm mich auf! — Giacomino fluchte leise vor sich hin.

Das hängt von der Dame ab, die ich fahre, gab er zur Antwort.

Die Gestalt hielt Hut und Mantel fest und kämpfte gegen den Wind. Rauh klang die Stimme durch das Geschnaube.

Darf ich mitfahren, Signora?

Dieser fliegende Holländer wollte mir nur halb gefallen. Aber es schien mir feige und grausam, einen Menschen, der mitwollte, auf der flutbespritzten Wasserstufe in Sturm und Finsternis stehen zu lassen.

Steigen Sie ein, sagte ich.

Giacomino drängte das Boot noch einmal an die Lände, der Fremde sprang herein und setzte sich stumm am Bug, die ganze Länge des Bootes zwischen sich und mir lassend. Er war groß, das Gesicht erschien mir bleich und von schwarzem Vollbart umrahmt, doch ließ die düstere Nacht keine genaue Wahrnehmung zu. Seitdem er saß, war er überhaupt nur noch ein schwärzerer Flecken in der Dunkelheit. Er hielt den Kopf gesenkt, daß man bloß den Rand des Hutes sehen konnte, der Rest seiner Person war in dem schwarzen Mantel versunken.

Eine rauhe Nacht, Herr, sagte Giacomino.

Die gemurmelte Antwort verschlang der Wind.

Wir schwankten hinaus auf die einsamen, nacht- und sturmverdunkelten Wasser. Die See ging hoch, und der Weg war lang. Zerfetzte Wolken flogen über den Himmel hin, der gar keinen Schein gab. Giacomino war seltsam stille und ruderte aus Leibeskräften. Er war einer der unerschrockensten Menschen, aber er

hatte eine starke Phantasie, und diese, das fühlte ich, war jetzt ganz mit dem stummen Fahrgast beschäftigt, den er über die Schulter hinweg beobachtete. Durch einen dunklen Einfluß übertrugen sich seine Gedanken auf mich.

Er dachte: Wir sind allein in der Finsternis zwischen Wasser und Himmel mit einem Unbekannten. Wir sind nur ein schwacher alter Mann und ein junges Mädchen. Wer er ist und weshalb er mitfährt, das wissen wir nicht.

Ich hörte ihn denken. (Er gestand mir später, daß er wirklich das alles gedacht hatte.) Und ich strengte mich an, ihm gleichfalls eine Gedankenwelle zuzusenden:

Ich fürchte mich nicht. Es ist ja ein bißchen unheimlich, aber fürchten tu ich mich gar nicht. Wir sind doch immer zwei gegen einen.

Wieder kommen seine Gedanken herüber und fragen:

Wenn er sich auf mich stürzte, mit mir zu ringen, würden Sie mir helfen ihn ins Meer werfen?

Ich telegraphierte zurück:

Ja, lieber Alter, ich würde dir helfen.

Wenn nur Giacomino ein bißchen pfeifen wollte, wie er sonst beim Rudern tut! Aber heute pfeift er gar nicht, er hält seine ganze Kraft beisammen, um schneller vorwärts zu kommen. Statt seiner pfeift der Wind. Vor uns liegt eine endlose schwarze Wassermasse. Hinter uns liegt eine endlose schwarze Wassermasse. Die beiden Kastelle, die hüben und drüben die Grenze zwischen Meer und Land bezeichnen, sind verschwunden. Nur die Umrisse des fremden Kutters ragen gespenstisch aus der Dunkelheit. Es ist, als wäre die große Flut gekommen und hätte die Erde weggeschluckt. Vielleicht war es doch töricht, in solcher Nacht einen Unbekannten ins Boot zu nehmen. Wenn er uns auch nichts Böses sinnt, wer weiß, ob so eine schwarze Gestalt nicht, ohne es zu wollen, Unheil bringt?

Um mir selber den Mut zu stärken, beginne ich laut zu sprechen:

Jetzt müssen wir auf halbem Wege sein.
Ja, wir sind gerade in der Mitte, antwortet Giacomino mit einer Stimme, die anders klingt als sonst.
In diesem Augenblick macht der Fremde eine kleine Bewegung.
Sofort richtet sich Giacomino auf.
Der Fremde sitzt wieder ganz stille, das Gesicht vom Hutrand verschattet. Und der Wind bläst lauter.
Giacomino rudert jetzt im Stehen. Das vermehrt seine Kraft, und vielleicht behält er so auch den Fremden besser im Auge.
Wie die Ruder knarren! Er hat ja keine Muskeln mehr, der alte Mann, er ist ganz Nerv geworden. Aber was für eine Kraft in den fleischlosen Armen.
Das Schifflein sinkt tief hinunter, empfängt einen schäumenden Wasserguß, der alles übersprüht, und steigt steilrecht wieder in die Höhe. Es ist, als ob sich unter uns ein erwachtes Ungeheuer recke und wälze mit dumpfem Brüllen, das jede Minute sich steigert. Und die Fahrt nimmt heute kein Ende. Im hellen Sonnenschein ist sie mir immer viel kürzer erschienen.
Indessen, der Meersturm ist eigentlich eine günstige Ablenkung von den unruhigen Gedanken, die um den dunklen Fahrgast irren. Denn vor dem Wasser darf man sich mit Giacomino an Bord nicht fürchten; es kennt seinen Herrn und Meister.
Da sieh, mit einem Male reißt eine Wolkenschicht. Groß und hell tritt der Mond hervor. Nur einen Blick wirft er aufs Meer, dann verhüllt er sich wieder. Aber der Blick hat genügt, daß die beiden Männer im Boot sich erkannten.
Oh Giacò!
Oh Signorino! Sie sind's! Ich erkannte Sie gar nicht.
Ich dich auch nicht.
Was die Phantasie für Spuk treibt! Der schwarze Holländerbart, den ich gesehen hatte, war der aufgeschlagene Rockkragen oder ein dunkles Halstuch — genau unterschieden hatte ich es auch jetzt nicht. Aber deutlich hatte ich ein ganz junges, bartloses

Gesicht erkannt, und die Stimme klang aus der Nähe hell und jugendlich. Unser Fahrgast war ein junger Mensch, ein guter Mensch! Es war doch nicht töricht gewesen, daß wir ihn an Bord nahmen.

Gesprächig wurde er auch jetzt nicht. Er versank unter dem Hutrand aufs neue in seinen Mantel.

Als wir landeten, dankte er mir höflich für die Aufnahme, warf Giacomino ein rasches Gutenacht zurück und verschwand mit schnellen Schritten in der Dunkelheit.

Wer hätte das gedacht! Der Signorino! sagte der Alte, während er seine ‚Galatea' hochzog. — Sitzt im Boot wie ein Nachtgespenst und gibt keinen Laut. Freilich, er darf bei starkem Wind nicht sprechen, er muß seine Lunge schonen. Aber daß ich seine Jacht nicht erkannte, die Allegria!

Als er mir dann oben in seinem hohen Hause am knisternden Feuer das Abendessen bereitete, erzählte er mir, soviel ich nur hören wollte, vom Signorino.

Er war aus mailändischem Adelsgeschlechte, der letzte von drei Brüdern. Die Mutter, eine Engländerin von blumenhafter Schönheit, hatte ein kurzes Eheglück mit dem Leben bezahlt und lag in Madeira begraben. Dort lag auch ihr Mann, der sie nicht lange überlebt hatte. Durch sie war das Brustleiden in die Familie gekommen, das eins der Glieder ums andere wegriß.

Die drei Brüder, Marco, Mario und Marino, hatten sich eine eigene Jacht gebaut, die Allegria, um teils auf den Rat der Ärzte, teils aus eigener Leidenschaft ihr halbes Leben auf dem Meere zu verbringen. An allen Küsten des Mittelmeers kannte man die Allegria und ihre drei lustigen Gebieter. Denn die drei Brüder wußten, daß ihnen nur ein kurzes Lebenslos zugefallen war, und sie wollten seine Freuden auskosten.

Es mögen fünf Jahre sein, erzählte Giacomino, daß sie zum erstenmal im Golf erschienen; Marino, der Jüngste, war damals fast noch ein Kind. Da war es, wie wenn der Frühling gekom-

men wäre. Jeder Tag wurde zu einem Fest für die Leute von Lerici und San Terenzo. Die Brüder kamen selten an Land, aber wer nur konnte, kam zu ihnen. Da hörte man nichts als Lachen, Singen und Tanzmusik an Bord. Der Marino starb zuerst, er war der Schwächste, weil eine sterbende Mutter ihn getragen hatte. Nun wird es aus sein mit den Festen, dachte ich, als ich es hörte. Weit gefehlt. Im folgenden Sommer erschien die Allegria wieder mit zwei Brüdern an Bord. Es wurde gesungen und getanzt, als wäre nichts geschehen. Es hieß, sie seien übereingekommen, daß keiner den andern betraure, weil ja alle drei das gleiche Schicksal erwarte und die kurze Spanne für jeden kostbar sei. Vor zwei Jahren kamen die beiden noch einmal zum Besuch in unser Gewässer. Da stand es mit Marcos Befinden schon recht übel. Aber er wollte nichts davon wissen und tanzte fort, man kann sagen: bis zum letzten Tage. Kaum waren sie abgesegelt, so kam die Trauerbotschaft. Im letzten Sommer hat sich die Allegria nicht sehen lassen, ich glaubte schon, nun sei die Reihe auch an den Mario gekommen. Aber Gott erhalte ihn! — er ist der kräftigste und gesündeste von den dreien, hatte immer die breitesten Schultern und die braunsten Backen. Ich glaube, er reißt sich durch. Der Mario reißt sich durch. Der ist ein Prachtjunge.

— — — Wieder tritt ein versunkenes Bild aus der Tiefe. Ich sehe mich selbst im glühenden Vormittagsbrand auf der höchsten Klippe sitzen und meine Haare trocknen. Ein großer Seesturm hat eben ausgetobt, die heiße Luft ist still und leicht wie Äther. Nur das Meer wie ein müdgewordener Drache schnappt noch zuweilen auf und sendet eine ohnmächtige Schaumwelle zu mir empor, der es nicht einmal gelingt meine Füße zu benetzen.

Draußen im tieferen Wasser liegt die Allegria verankert. Ihr Takelwerk ist über und über mit bunten Wimpeln geschmückt. Die Allegria ist das große Ereignis des Sommers, man denkt und spricht nichts anderes mehr in San Terenzo. Sie sticht des Vormittags mit allen ihren farbigen Wimpeln in See und ver-

schwindet am Horizont. Am späten Abend kehrt sie zurück: dann werden bunte Lampen angezündet, Musik kommt über die Wasser herüber — wie oft hab' ich an meinem hohen Fenster zugehört! — und auf Deck wird getanzt. Mitunter geschieht es, daß sie über Nacht ausbleibt, dann werden die Leute eifersüchtig, sie fürchten, ein anderer Strand habe sie ihnen weggekapert.

Am ganzen Golf kennt und liebt man den Signorino. Aber nie habe ich seinen Familiennamen nennen hören. Solange noch alle drei lebten, wurden die Brüder durch ihre Vornamen Marco, Mario, Marino unterschieden. Jetzt wo er allein ist, heißt er der Signorino schlechtweg, wie ich die Signorina heiße. Auf Namen legt man keinen Wert in San Terenzo.

Schön muß es sein, so über dem Wasser zu tanzen. Wie schade um mein neues lavendelblaues Kleid, das im Schranke hängt, und das bis jetzt nur die Möwen und die Fischweiber bewundert haben.

Der Signorino möchte Ihnen gern vorgestellt sein und sich noch einmal bedanken, hatte Giacomino mir schon zwanzigmal gesagt. Aber die Gelegenheit gab sich nie. Er hauste auf dem Wasser, ich auf den Klippen, am Lande begegnete man sich schwer. Es gab eigentlich überhaupt kein Land. Da war nur eine kleine Piazza und ein paar Gassen, die gar keine Gassen waren, sondern steile, roh gepflasterte Felsenstufen, worauf die Holzpantoffeln klapperten. Sonst gab es nur zerstreute Klippen im Uferwasser, olivenbewachsene Berghänge und mächtige, hügelangebaute Gärten mit unglaublicher tropischer Pflanzenfülle.

Der Signorino weiß also nicht, wie und wo er sich mir vorstellen soll. Er grüßt mich, wenn ich von meinem hohen Fenster aufs Meer hinuntersehe, er grüßt mich, wenn ich auf der Klippe sitzend die Haare trockne, er grüßt mich, wenn ich, von Giacominos Boot begleitet, in den Golf hinausschwimme. Einmal trafen wir auch in Mantegazzas Garten zusammen, aber ich hatte mich schon verabschiedet, als er kam; so blieb es bei dem üblichen Gruße.

Und jedesmal muß ich lachen, wenn ich mich erinnere, daß ich in jener Sturmnacht einen Fliegenden Holländer in ihm gesehen habe. Er ist die sonnige Jugend und das Leben selbst.

Ich weiß auch, daß der Signorino den Wunsch hat, mich auf die Allegria einzuladen und daß er den Weg dazu nicht finden kann. Auch das hat mir Giacomino mitgeteilt. Ich lasse mich nicht aus meinem Gleichmut bringen. Wenn es des Schicksals Wille ist, daß ich auf der Allegria tanzen soll, so wird er den Weg finden. Ist er zu ungeschickt, so werd' ich's verschmerzen.

Eigentlich sollte ich ihm böse sein, denn er hat mir die Hälfte meines Ansehens gestohlen. Sonst staunte man die Signorina, die von so weit herkommt, wie ein Meerwunder an, aber vor dem Glanz des Signorino muß sie verbleichen. Freilich mit Blumenschiffen, Serenaden und Venetianischen Nächten auf dem Wasser hat sie nicht aufzuwarten.

Doch sie gönnt ihm seinen Ruhm. Er hat etwas an sich, daß man ihm gut sein muß. Die Mischung von italienischem und angelsächsischem Blut ergebe einen veredelten Typus, hörte ich Mantegazza einmal sagen, und ich sehe, daß es hier zutrifft. Die Landleute werden ordentlich poetisch, wenn sie von dem Signorino reden:

Er kommt wie der April mit seinen Gaben. (Der April ist dort der Wonnemond.) Jedem bringt er etwas mit. Er macht die Jungen froh und tröstet die Alten. Gott segne ihn. Gott erhalte ihn und schenke ihm ein langes Leben.

Über den Klippenweg, der nach Lerici führt, — er ist wie so manches Schöne unterdessen verschwunden — kommen braune Frauen und Mädchen barfüßig mit Körben auf dem Kopfe. Sie schürzen die Röcke hoch, denn ihr Weg, den auch ich zu gehen pflege, führt stellenweise durch das seichte Uferwasser, das warm ist wie ein Wannenbad. Sie sind geselliger Natur, und auf einen kleinen Zeitverlust kommt es ihnen nicht an. Also ziehen sie die Röcke

noch etwas höher, waten bis zu den Klippen heran und erreichen auf- und niederkletternd den höchsten Vorsprung, worauf ich sitze. Alleinsein ist in ihren Augen das größte der Übel, also halten sie es für ein Gebot der Gastfreundschaft, mir ein wenig Gesellschaft zu leisten. Es hat mir nie gelingen wollen, einmal längere Zeit ungestört auf dieser Klippe zu sitzen. Nun müssen meine Haare befühlt werden, ob sie wirklich alle festgewachsen sind. Dann geht es an ein Fragen. Ob in Germanien alle jungen Mädchen solche Haarfarbe haben? Ob es wahr ist, daß ich auch im Mondschein bei den Klippen bade? usw. Dabei sagen sie mir die schmeichelhaftesten Dinge, denn sie sind stolz auf meine körperliche Wohlfahrt, die sie der Luft von San Terenzo zuschreiben. Oh come La sta bene! Come La sta bene!

Aber nicht mir allein gilt ihre Neugier. Leichte Ruderboote mit sommerlich gekleideten Damen und Herren — es sind die Insassen der umliegenden Villen — nähern sich der Allegria, die Gesellschaft erklimmt die Leiter und wird oben von dem jungen Schiffsherrn bewillkommt.

Eccolo, eccolo, il Signorino, heißt es, und nun häufen sich die zärtlichen Beiwörter auf seinen Scheitel:

Wie schön er ist und wie gut. Er ist noch schöner geworden als vor zwei Jahren, sagt die eine. — Und was für ein tüchtiger Seemann! Er kommandiert sein Fahrzeug selbst, sagt die andere. — Ja, und wie freigebig, fügt die dritte hinzu. Jede weiß eine neue Tugend, und gewöhnlich schließen sie mit der wichtigsten von allen, die mit besonderem Nachdruck ausgesprochen wird: E ricco!

Vor allen Dingen aber freuen sie sich, daß er so frisch und blühend aussieht: Sta bene anche lui, sta bene.

Auf der Allegria werden die Segel aufgezogen, denn jetzt hat sich etwas Wind erhoben. Das Schiff neigt sich, schwankt, es macht ein paar Drehungen um den Wind abzufangen und fährt dann mit stolzer Schwenkung nahe vorüber.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Ganz vorn steht weißgekleidet, die Schiffsmütze auf dem Kopf, der Signorino. Sein Gesicht ist gebräunt, das tiefe Blau seiner Augen leuchtet bis herüber.
Im Vorbeifahren zieht er die Mütze. Ich danke.
Wir haben uns jetzt schon so oft gegrüßt, daß wir alte Bekannte sind, ohne noch ein Wort gewechselt zu haben. Und jedes weiß vom andern, daß es an der Begegnung seine stille Freude hat.
Was für ein Fest war das Leben dazumal. Immer schöner wurden die wachsenden Tage. Sie waren um mich her wie eine blaue himmlische Ewigkeit. — — —
Ein neues Bild. Weit draußen auf dem Meere, in grüner Einsamkeit, schwimmt ein kleines Boot. Das junge Mädchen hat sich in Giacominos Abwesenheit seine Galatea flottmachen lassen und ist allein hinausgefahren, weit, soweit sie konnte. Die Sonne neigt sich schon, sie fährt ihr nach. Sie ist wenig geübt im Rudern, aber auf den leeren, unendlichen Wassern fühlt sie sich sicher und stark. Nur wenn in der Ferne ein Dampf- oder Segelschiff erscheint, wird sie aufgeregt; sie meint immer, solch ein Riese habe kein dringenderes Geschäft als sie und ihr kleines Boot zu überfahren. Auch begegnende kleinere Fahrzeuge sind ihr nicht geheuer. Aber heute ist nichts zu fürchten, die Segel der großen Fischerbarken stehen draußen am fernsten Horizont. Bei der Rückfahrt freilich kann man leicht dem Dampfer aus Spezia begegnen, und in der Nähe der Marina kreuzen die vielen kleinen Ruderboote. Dort liegen auch die geheimnisvollen Gärten am Grund, deren höchste Zweige bisweilen an der Oberfläche spielen wie lange, fingernde Arme, die ihr immer ein neugieriges Grauen einflößen, als ob sie sie niederziehen wollten. Schön sind sie, diese Gärten, aber man kann da so seltsame Verzauberungen erleben, wenn man lange hinuntersieht. Oft blinkt es wie farbenwechselnde Edelsteine aus der Tiefe, dunkelgefärbte Pfauenaugen blicken herauf — sind's Seetiere, ist's farbiges Gestein? Es lockt und ängstet. Und dann sind auch die Klippen da, an denen die großen Polypen

hausen mit den gewaltigen Fangarmen, die einen Menschen unrettbar hinunterziehen, wenn sie mit dem freien Arm eins seiner Gliedmaßen erhaschen und mit den übrigen sich am Felsen festsaugen. Gesehen hat sie die Scheusäler ja nur im Kochtopf, aber durch Giacomino weiß sie von ihren greuelvollen Taten. Alle Schrecken der Odyssee werden lebendig, wenn sie an die Heimfahrt denkt. Und weil sie den Augenblick fürchtet, verschiebt sie ihn so lange wie möglich. Hier außen, über der stillen, grünen, undurchsichtigen Tiefe ist sie geborgen.

Die Sonne sinkt tiefer, nicht über dem Meere, dazu ist die Jahreszeit zu frühe, ihr Weg geht noch weiter westlich über die Vorgebirge, nur den Saum zwischen Himmel und Wasser färbt sie mit Purpur, Violett und Safran. Dorthin nimmt das Boot die Richtung. Dort liegen die Inseln der Seligen, wie Böcklin sie malt. (Er malte gerade damals in San Terenzo.) Weit hinaus über die schönen Inseln der Nähe, über unsere lieben, wohlbekannten, im fernsten Abendgold liegen jene schöneren. O Menschenherz, du bist allein in einer ungeheuren Weite und steuerst nach einem unerreichbaren Glück.

Jetzt kommt ein Boot in Sicht vom Lande her. Es ist so klein, daß es sich kaum unterscheiden läßt. Aber es wächst mit der größten Geschwindigkeit. Schon kann sie seinen Bau erkennen und die zwei blitzenden Ruder, die wie zwei Möwenflügel auf- und niedergehen. Jetzt ist es schon so groß, daß man die Umrisse des Ruderers sieht. Sie fährt weiter und phantasiert.

Das Boot ist weiß wie ein Schwan und scheint zu fliegen. Es hält gerade auf sie. Vielleicht ist Giacomino besorgt geworden und sucht sie. Aber das Boot ist keines von den seinigen. Und der es führt, ist auch nicht Giacomino. Es ist ein jüngerer Mann im hellen Sommeranzug. Er fährt gerade in ihrem Kielwasser. Das macht sie unruhig, wie wenn auf der Straße ein Mensch auf ihren Schatten tritt. Gibt's denn auf der ganzen unendlichen Fläche keinen anderen Weg, den er fahren kann? Zur Unzeit fallen ihr

all die Piratengeschichten ein, mit denen Giacomino sie unterhalten hat.
Nun ist der Friede der Natur gebrochen. Ein Mensch teilt diese Einsamkeit mit ihr; sie weiß nicht, wer er ist, und was er will. Fliehen wäre Torheit und völlig aussichtslos. Das sagt sie sich mit aller Klarheit und rudert dennoch unbewußt schneller.
Jetzt schießt er wie ein Pfeil. Noch ein paar Ruderschläge, so hat er sie erreicht:
Halt! Oder ich entre Ihr Boot. Sie sind gefangen, ruft er ihr zu.
Aber der es ruft, erweckt ihr keine Furcht. Seine Augen sind blauer als der tiefblaue Himmel und lachen, sein Gesicht ist voll Sonne. Es ist der Signorino.
Giacomino hat sich um Sie gesorgt und schickt mich, Sie zu suchen.
Schönen Dank. Aber es war kein Grund dazu.
Er machte mit seinem graziösen weißen Boot allerlei elegante Wendungen. Die Ängstlichkeit kam wieder über sie, daß sie sich schon angerannt im Wasser liegen sah und ihn himmelhoch bat, Abstand zu halten und vorsichtig zu sein.
Sowenig Mut haben Sie und fahren doch allein so weit hinaus?
Ich habe Mut, aber ich muß das Meer für mich allein haben.
Der Signorino lachte über diese besondere Art von Mut, nahm sich aber in acht, die Signorina nicht zu erschrecken.
Fahren wir weiter?
Nein, ich kehre um, ich bin müde.
Ihr Boot ist zu schwer für eine Damenhand. Giacomino müßte Ihnen ein leichteres geben.
Das ist es nicht. Aber der Ruderpflock wackelt, sehen Sie. Das verlangt doppelten Kraftaufwand.
Ich wundere mich, wie Sie mit dieser Arche Noäh überhaupt soweit gekommen sind, entgegnete er. — Aber jetzt sollten Sie sich

nicht weiter anstrengen, es kann Ihnen schaden. Man spürt es erst in der Nacht, wenn man sich übermüdet hat. Steigen Sie über. In einer halben Stunde führe ich Sie glatt nach Hause. Sie werden sehen, wie mein Boot läuft.

Schön! Und was würde da aus der Galatea?

Die holen meine Leute.

Sie legen Bord an Bord, die Signorina springt hinüber und setzt sich ans Steuer.

Die Galatea bleibt einsam schaukelnd zurück.

Es war ein göttlicher Abend. Der Westen brannte. Das Wasser war kein Wasser mehr, sondern flüssig schimmerndes Metall, in dem der Kiel einen langen weißen Streifen zog wie ein streichender Riesenfinger. Die Inseln verloren ihre Masse und waren nichts mehr als Form und Farbe.

Da sitzen sie, die zwei jungen Leute, ganz in Sonnengold getaucht. Was sie zusammen redeten? Den Worten nach das reine Nichts. Aber wer weiß denn, was die Worte jeweils bedeuten? Wie ich einmal in Florenz einen Brahmanen sagen hörte, daß die Gesänge der Bhagavad-Gita neben ihrem unmittelbaren, tatsächlichen Inhalt noch einen anderen mystischen, nur dem Eingeweihten verständlichen Sinn enthielten, so ging es mit dem Gespräch dieser beiden. Wenn sie sagten: Meer und Inseln sind schön wie ein Traum, so hieß es: Dein Anblick ist mir lieber als Meer und Inseln; daß wir hier beisammensitzen ist der schönste Traum.

Dies und noch viel Tieferes, Wunderbareres teilten sie sich unter den nichtssagendsten Worten mit. Selbst Mantegazza, der Weltwanderer, der mit seinem Gespräch gleich die beiden Hemisphären umspannte, wußte nichts so tief Bedeutsames zu sagen. Seine Welt war eine bestimmte, eine endliche Welt, in uns war das Unerforschte, das Grenzenlose, in uns war die Jugend.

Der Signorino wollte mir die Fahrtgeschwindigkeit seines Bootes zeigen. Wir flogen nur so über das Masser, das gar keinen Widerstand zu leisten schien.

Zuweilen hielt er inne und sah sich mit trunkenen Augen um. Es ist schade, so zu eilen. Wer weiß, wann wieder ein Abend schön wie dieser kommt. Blicken Sie nur einmal nach Portovenere zurück. Es ist keine Wirklichkeit mehr, sondern eine Fata Morgana. Kennen Sie denn Portovenere? Ich wette, Sie sind noch gar nicht dort gewesen.

Ob ich es kenne! Es ist ein steinernes Märchen. Eine verzauberte Wasserburg. Man steigt den überbauten Felsenhang hinauf bis zur allerhöchsten Spitze und blickt hinaus aufs offene Meer. Dort versteht man erst das Wort Wasserwüste. Unser Golf ist ja nur ein Binnensee.

Und die Palmaria? Haben Sie Ihren Fuß schon auf die gesetzt? Nein? — Da möchte ich Sie einmal hinführen. Wollen Sie? Wir verankern die Allegria bei Portovenere und umschiffen im Ruderboot die Palmaria. Giacomino soll uns begleiten, damit es Ihnen nicht an der gewohnten Gesellschaft fehlt.

Er sprach von den blauen Grotten der Palmaria, die er mir zeigen wollte, die noch blauer seien als die von Capri, und beschrieb mir ihr überhängendes, buntgesprenkeltes Felsgestein.

Und dann der Tino, unser Fackelträger! Und der kleine Tinetto, der sich hinter ihm versteckt! Möchten Sie die nicht auch sehen?

Welch ein Traum, von den Segeln der Allegria wie von Flügeln getragen dahingleiten! Die große Sehnsucht endlich gestillt, diese ganze Weite mein! Kein Gedanke, daß das Schicksal mir soviel Freude mißgönnen könnte, kam in meine Seele.

Zwischen dem Tino und dem Tinetto liegt nur ein schmaler Wasserarm, fährt der Signorino in seiner Beschreibung fort. Es ist so nah, daß man ganz leicht einen Stein hinüberwerfen könnte, der in einen Brief gewickelt ist. Auf dem Tino stand einst ein Mönchskloster, hörte ich sagen, und gegenüber auf dem Tinetto lebten Nonnen.

Ich weiß, die wurden von Seeräubern weggeführt, antwortet die Signorina. (Das war eine von Giacominos Lieblingsgeschichten.)

Seeräuber! lacht er. Ich bin auch einer, ich will es Ihnen gestehen. Fürchten Sie sich nicht? Sie haben sich schon einmal vor mir gefürchtet. Wissen Sie noch, in jener Sturmnacht? Giacomino hat es mir verraten.

Der dürfte schweigen. Er hat sich auch gefürchtet. Wir überlegten gleichzeitig, wie wir es anstellen sollten, Sie ins Meer zu werfen.

Schöne Gastfreundschaft! Aber heute sind Sie in meiner Gewalt. Ich kann Sie nach der Allegria bringen, alle Segel aufspannen und Sie bis nach Afrika verschleppen.

Giacomino wird mich befreien. Er ist der Herr dieses Gewässers, und er sieht uns schon durch sein großes Fernglas. Sehen Sie, hier taucht die Rolandsklippe auf. Gleich sind wir an der Marina.

Warum nennen Sie sie die Rolandsklippe?

Ich erzählte, was ich von Giacomino wußte, daß Roland, der Held, die Klippe im Zorn mit einem einzigen Schwerthieb gespalten hatte.

Mit einem Schwerthieb! Non c'è male. — Er freute sich mit mir über einen solchen Helden und einen solchen Zorn. — Aber was Ihr Giacomino für schöne Geschichten weiß! Ich möchte auch zuhören, wenn er Ihnen wieder erzählt. Darf ich?

So geht das Geplauder fort wie Zwitschern junger Vögel.

Wir schwimmen jetzt mitten in der Bucht von Lerici, in gleicher Entfernung zwischen den beiden Kastellen und kreuzen somit die feuchte Straße, die wir in jener Sturmnacht miteinander durchfuhren, ohne uns zu kennen.

Die Villa Maccarani mit ihrer meerbespülten Säulenhalle kommt in Sicht. Ihre Fenster lodern wie eine Feuersbrunst.

Haben Sie auch schon daran gedacht, fragt er, daß von der Veranda dort der Dichter Shelley seine Todesfahrt antrat?

Wie oft denke ich daran! Ich besitze ein englisches Buch, worin das alles steht: wie der ‚Don Juan' bei Livorno unterging, wie

man den toten Dichter auffischte, und wie am Strand von Viareggio das Leichenfeuer brannte, in das Lord Byron Öl und Wein in Strömen goß. Ich kenne auch einen uralten Mann in San Terenzo, der sich an das alles noch erinnert.

Also an solche Dinge denken Sie, wenn Sie auf Ihrer Klippe sitzen? Kommt es Ihnen dann nie, der tote Dichter könnte aus dem Wasser steigen, Schilf und Muscheln im Haar, und Sie aus weitoffenen Augen anblicken, in denen das Grauen des Abgrunds liegt?

Nein, so schaurige Gedanken kommen mir nicht. Aber ich denke an die Lieder, die mit ihm versunken sind. Und ich möchte wissen, ob sie da unten Ruhe haben und immer schlafen. Oder ob sie zuweilen jammernd an der Oberfläche irren, und mein Ohr strengt sich an, einen Ton von ihnen zu hören.

Träumerin!

Träumen Sie nicht etwa auch?

Selten. Ich habe keine Zeit dazu. Ich will noch so vieles sehen. Im Spätherbst fahre ich nach Griechenland. —

Sie Glücklicher!

Ich bin es.

Wir waren schon so nah am Strand, daß wir Hundegebell und Menschenstimmen vernahmen. Da hielt er noch einmal mit Rudern inne und sagte schnell und eindringlich:

Morgen abend gebe ich ein Fest auf der Allegria. Werden Sie kommen und die Polonaise mit mir tanzen?

Das kann ich nicht versprechen.

Doch. Sie müssen. Mir darf man nichts abschlagen.

Warum nicht?

Weil man in meiner Familie nicht alt wird. Ich bin der letzte von drei Brüdern, das wird man Ihnen gesagt haben. Keinem hat man je einen Wunsch versagt. Laßt sie ihre Freude haben, hieß es. Meine Brüder haben sie gehabt. Sie haben tanzend und segelnd gelebt. Soll ich nicht auch die meine haben?

Die blauen Augen hatten einen Ausdruck von Bitte und Zuversicht, dem nicht zu widerstehen war.
Natürlich versprach ich zu kommen.
Wie seltsam, ihn so vom Tode sprechen zu hören mitten im lachenden Leben.
Es ist nichts Trauriges dabei, sagte er. Ein Hecht lebt hundert Jahre, heißt es, und drüber. Ein Pferd kaum dreißig, ein Hund noch viel weniger. Wer kann sagen, daß der eine glücklicher sei als die anderen? Auf die Länge des Lebens kommt es nicht an, sondern auf die Schönheit.
Das war ganz meine Meinung. Es betrübte mich nicht, daß er so früh sterben müsse. Ich fand, daß es ihm wunderbar stehe, wie ein fremdartiger, unbegreiflich schöner Schmuck.
Das Gespräch verebbte. Er ruderte ganz langsam, und es schien, als söge er alle Süße des Lebens mit tiefen Atemzügen in die Brust. Über uns standen schon groß und zitternd der Arkturus und die Vega.
Sie haben ein Kleid, das blau ist wie die Gewänder der Thetis, fing er wieder an. — Ich sah Sie einmal darin. Werden Sie es anziehen zu meinem Feste?
Kennen Sie die Thetis persönlich? fragte ich zurück.
Sie hatte einen Sohn, dem ein kurzes Leben bestimmt war, antwortete er. Wenn dem ein Leides geschah, so stieg sie aus den Fluten und setzte sich zu ihm. Sie trug solch ein verschwimmend blaues Kleid wie das Ihre. Ich habe meine Mutter kaum gekannt. Aber zuweilen steigt die Thetis herauf und redet mit mir. — Wollen Sie mir zuliebe das blaue Kleid anziehen?
Ich versprach, das blaue Kleid anzuziehen.
— Giacomino, sagte ich an jenem Abend, als mein Hauswirt am Feuer für mich schaffte. Ich will morgen abend auf der Allegria tanzen. Was sagt Ihr dazu? Schickt es sich, weil ich allein bin?
Ich werde mitgehen und Sie nicht aus den Augen lassen. Wenn Sie auf dem Deck tanzen, so werde ich mich auf die Kajüten-

treppe legen wie ein Wächterhund. Dann schickt es sich. Und wenn jemand über Sie reden will, werde ich sagen: Ich bin dabei gewesen.

Das war die Antwort, auf die ich gezählt hatte.

In jener Nacht erlebte ich noch etwas Unaussprechliches. Ich lag in meinem hohen Turmzimmer zwischen Traum und Wachen, rings um mich her das eintönige Anrauschen des Meeres, das von Zeit zu Zeit eine stärkere Welle mit lautem Gusse unterbrach. Da kam ein Tönen wie von Äolsharfen über das Wasser, eine Musik von so unsagbarem Wohllaut, als ob ein Sternenschwarm in Töne aufgelöst daherzöge. Waren es die versunkenen Lieder Shelleys, die nicht schlafen konnten? Nein, ich wußte es mit innerer Gewißheit, es war mein junger Fahrtgenosse, der mir noch einen Gutenachtgruß sandte.

Die Musik kam näher, ich vernahm leises Eintauchen von Rudern unter meinem Fenster. Aufstehen und ans Fenster treten — so weit konnte ich nicht einmal mehr denken. Die ermatteten Glieder lagen zu fest in Schlummerbanden, das Hirn war zu tief vom Schlafdorn gestochen. Die Musik schwoll höher, ich weiß nicht, kam sie von Instrumenten, von Menschen- oder Engelsstimmen; ich weiß auch nicht, ob es das Wasser oder der Halbtraum war, was sie so ins Überirdische verschönte. Ich habe niemals wieder eine solche Musik gehört.

Das schwellende Riesenbett, in dem ich schlief, wurde zum Wolkenpfühl und erhob sich mit mir aufwärts, von Tönen getragen. Ich schwebte draußen im Sternenschimmer über die schlafenden Inseln hin, höher, immer höher, bis hinauf zum Bootes und zur Vega, während die Musik leise verhallte. Es war vielleicht die reinste Seligkeit, die ich je genossen habe.

Am Morgen fuhr ich zeitig nach Spezia, wo ich mit Freunden von auswärts zusammentraf. Sie führten mich im Wagen nach dem verzauberten Portovenere, erstiegen mit mir das überpflasterte Felsgestein, und von der allerhöchsten Warte überschauten wir

den blauen hinter uns liegenden Golf und die vor uns ausgebreitete unendliche Bläue. Dann nahmen wir einen kleinen Kahn, umschifften die Palmaria, die wie das Wrack eines versteinerten Riesenschiffes aus dem Wasser ragt, fuhren in all ihre Grotten und Höhlen hinein, die wirklich ganz so türkisenblau und von so abenteuerlichen Tropfgebilden überhangen waren, wie der Signorino mir gesagt hatte. Und ich dachte daran, daß ich das alles mit ihm noch einmal sehen und es dann noch viel schöner finden würde. So herrlich der Tag war, ich dachte mit Ungeduld an den Abend, an dem ich im thetisblauen Kleide mit dem Herrn der Allegria tanzen wollte. Und ich blickte oft nach der Bucht zwischen den zwei Kastellen hinüber, konnte aber natürlich unter den dort liegenden Schiffen die Jacht des Signorino nicht unterscheiden.

Als wir uns an Schönheit gesättigt hatten, machten wir in Portovenere Mittag, und fuhren, sobald die Hitze nachließ, nach Spezia zurück.

Die Freunde dachten, ich würde das letzte Dampfboot abwarten, aber ich ließ mich nicht halten. Ich leistete mir den Luxus eines kleinen Segelbootes, um zeitiger in San Terenzo zu sein. Unterwegs flaute der Wind ab, es mußte gerudert werden. Ich bekam das Ballfieber. Immer neue Versprechungen machte ich dem Fährmann, damit er schneller rudere. Als San Terenzo in Sicht kam, brannten schon die ersten Lichter, aber es war noch völlig hell, wir hatten eben den längsten Tag des Jahres. Gottlob, das war gut gegangen. Ich hatte Zeit noch ein Bad zu nehmen, die Haare zu ordnen, das thetisblaue Kleid, das dem Signorino lieb war, anzuziehen.

Die Allegria lag wie immer im tiefen Wasser. Aber irgend etwas war nicht wie sonst. Richtig, die bunten Wimpelchen fehlten. Die sollten ja durch frische Blumengewinde ersetzt werden, wie er mir gesagt hatte, und alle Gärten am Golf wollte er dazu plündern. Da waren schon viele Hände geschäftig, schwere grüne Girlanden

zu schleppen, die sie am Klüverbaum und an den Schiffsflanken befestigten. Man sah es, an Bord herrschte aufgeregte Tätigkeit vor dem Feste.

Und die am Mastbaum, was machen denn die? Meine Augen sind von dem heißen Tag und der scharfen Seeluft angegriffen, ich glaube ihnen nicht.

Bootsmann, was machen denn die Leute dort am Mast?

Sie ziehen eine schwarze Fahne auf, Signorina.

Unmöglich! Es wird ja heute getanzt. Was sollte da die schwarze Fahne?

Ich weiß es nicht, Signorina.

Als ich an Land trat, wußte ich es. Da standen Frauen, die weinten und klagten: Der schöne Signorino! Der gute Signorino! Er war in der Frühe an einem Blutsturz gestorben.

Der schöne Signorino! Der gute Signorino, murmelte auch ich und wußte nicht, was ich sagte. — Sinnlos starrte ich die Allegria an, die nicht für Tanz und Freude, sondern für die letzte Fahrt ihres Gebieters geschmückt wurde. Er sollte noch am späten Abend nach Spezia geführt und von dort nach Mailand in die Familiengruft gebracht werden.

Ich begriff nichts von allem, was sie sagten. Meine Füße zuckten noch vor Tanzlust, mein ganzes Wesen schwang in dem Anstoß, den es erhalten hatte, heute abend auf der schönen Jacht mit ihrem Herrn die Polonaise zu führen. Wie dieser Anstoß sich endlich legte, und ob mir dann schlimm zumute war, weiß ich nicht mehr.

In der blauenden Dämmerung stand ich am Fenster und sah der Allegria zu, wie sie mit ausgespannten Segeln und im Wasser schleppenden Girlanden hinausfuhr. Von all ihren festlichen Ausfahrten war dies die festlichste.

Weinen wie die andern konnte ich nicht. Warum? Ich weiß es nicht. Vielleicht weil ich die Jugend und den Tod gar nicht zusammen denken konnte. Da fuhr der Schöne fort, ohne mit mir

getanzt zu haben, und ich hatte mich doch so sehr gefreut! Das war vielleicht das überwiegende Gefühl.
Erst als die Allegria ohne ihren Herrn zurückkehrte und schwarz und abgetakelt draußen im tiefen Wasser lag, flossen auch mir die Tränen. Die Bucht schien ausgestorben; es gab keine Musik und keinen Tanz mehr in den Nächten. Der Frühling war tot. In der Frühe der Sommersonnenwende war er gestorben.
Später wurde die Allegria an einen Villenbesitzer in Lerici verkauft und ging mit ihrem neuen Eigentümer bei einem Sturme unter. Ihre Trümmer wurden bei Livorno ans Land gespien.
— — Ein ganzes Menschenleben ist seitdem vergangen. Wo ist das thetisblaue Kleid geblieben? Wo sind die tanzlustigen Füße? Wo alle die alten Freunde aus jener Zeit? Wo modern die letzten Planken der Allegria?
Rätselhafter Abgrund meiner eigenen Seele, was weiß ich von dir? Höchste Freuden sind spurlos verweht, Schmerzen, die sich ewig glaubten, sind versaust, tiefste Lebensgeschicke sind von mir abgefallen wie ein vertragenes Kleid. Und da steigt nun mit einem Male aus der Tiefe der Zeiten das Bild des Signorino, dessen Namen ich nicht einmal wußte, mit dem Angesicht voll Sonne, mit den Augen, die blauer sind als der Himmel über dem Golf von Spezia; er winkt mir mit der Asphodelosblüte und lächelt.

Der strahlende Held

Es war einmal ein strahlender Held, der nahm eines Tages ein kleines, dunkeläugiges Mädchen auf den Arm, küßte es und sagte: Das ist mein Bräutchen. Behütet mir's gut, bis es groß ist und ich kommen kann, es zu holen.

Des Kindes Vater war sein Duzfreund aus Jugendtagen, und der Ort, wo sie lebten, seine Geburtsstadt, die er nach langer Abwesenheit besuchte.

Das kleine Mädchen spielte wieder mit seiner Puppe, und niemand dachte, daß ihm die Worte des Mannes einen tieferen Eindruck hinterlassen hätten.

Dieser aber zog mit wenigen Begleitern in einen unerforschten Erdteil, in ein mörderisches Klima hinaus! Durch tausend Gefahren bahnte er sich den Weg, um fern von der Zivilisation unter wilden Völkerschaften auf jungfräulichem Boden Fuß zu fassen, wo er kämpfte und Verträge schloß und seinem Vaterlande neue Provinzen gewann. Strömen und Bergen gab er die Namen und schrieb den seinen in das Buch der Unsterblichkeit.

Aus den Schätzen des wilden Erdteils, den er erschlossen hatte, schickte er seiner Geburtsstadt eine große Ausbeute an Tierbälgen, an Waffen und Hausgeräten und anderen Erzeugnissen einer urtümlichen Kunst für ihr ethnographisches Museum.

Die Sendung begleitete ein Brief an seinen Duzfreund, der der Leiter des Museums war. Für das kleine Mädchen mit den dunklen Augen, das er sein Bräutchen genannt hatte, lag ein fremdartiges Schmuckstück bei, das Halsband einer wilden Königin, aus Glasperlen, Muscheln und leuchtenden Halbedelsteinen auf wundersame Weise zusammengesetzt.

Dem Kinde mußte seine Mutter die Hand zu einem Dankbrief an den großen Freund führen, worin es sich als sein Bräutchen unterschrieb.

Es brauchte fast ein Jahr, bis der Brief durch alle Hindernisse hindurch den fernen Helden erreichte. Dieser saß gerade um die Weihnachtszeit, wo die Tage heiß und die Nächte kalt waren, mit seinen Getreuen inmitten eines unterworfenen, aber unzuverlässigen Stammes und konnte Tag und Nacht die Waffe nicht von sich legen. Der Kinderbrief mit den großen ungelenken Buchstaben kam zu ihm wie ein himmlischer Weihnachtsgruß. Darum taufte er einen neu entdeckten Berg und den jungen Strom, der ihm entstürzte, auf den Namen des kleinen Mädchens: Perenna.

Die Kleine wuchs heran, aber sie wurde nicht wie andere Mädchen. Wenn sie mit ihrer Puppe spielte, so horchte sie auf die Gespräche der Großen, in denen der Name des Helden wieder und wiederkehrte. Dieser Name war wie ein Keim in ihrem Herzen, der mit ihr wuchs, von niemand gesehen noch geahnt. Sie wußte, daß ein Berg und ein Strom in Afrika nach ihr genannt waren. Wie hätte sie da werden können wie andere Mädchen?

Allein, sie wußte noch mehr. Sie wußte auch von den Taten, die ihr Held verrichtet hatte, und die Orte, die er durchzog, mit ihren fremdartigen Benennungen merkte sie sich alle. Als einmal ein Besuch ihre Mutter fragte, wo ihr großer Freund sich jetzt aufhalte und diese zur Antwort gab, er sei auf der Reise zur Küste in Ugogo eingetroffen, hob das Kind den Kopf von seinem Bilderbuch und sagte: Nein, Mama, er ist jetzt schon in Bagamoyo. Darüber lachten alle. Als aber der Vater dazukam, fand es sich, daß sein kleines Mädchen recht hatte.

Er nahm sie nun häufig in sein Museum mit, um ihr die ausgestopften fremden Tiere, die Waffen, Geräte und Amulette der wilden Völker zu zeigen und sich an ihrer lebhaften Auffassung und dem Ernst und Eifer ihrer Fragen zu erfreuen. Seitdem redete und träumte die Kleine nur noch vom dunklen Erdteil; selbst ihre

Puppen mußten afrikanisch zurechtgemacht werden und bekamen die Namen schwarzer Häuptlinge und Königinnen. Und so oft ihren Geburtstagslichtern ein neues hinzugefügt wurde, dachte sie ganz im stillen, daß es sie ihrem Helden wieder um ein Jahr näher bringe.

Sie hatte einen Spielkameraden, der Erich hieß und ein Sohn aus befreundeter Familie war. Dieser teilte ihre afrikanischen Freuden und lebte in ihrer Innenwelt mit. Obgleich er um mehrere Jahre älter war, mußte er sich doch zusammennehmen, um Perennas Fortschritten nachzukommen. Er war immer der Erste in seiner Klasse, aber wie fleißig er lernte und wie leicht er begriff, das kleine Mädchen, das in gar keine Schule ging und zu Hause unterrichtet wurde, begriff immer noch leichter und war weiter als er.

Das nahm Erich ihr nicht übel, denn er liebte sie. Die beiden steckten immer zusammen. Vor ihm hatte sie auch keine Geheimnisse. Sie erzählte ihm, wovon sie nie mit ihren Eltern sprach, daß sie die Braut des strahlenden Helden sei.

Da wurde Erich böse.

Du bist zu dumm, sagte er. Der Held hat seinen Spaß mit dir gemacht. Wie kannst du denn seine Frau werden? Bis du groß bist, ist er ein alter Mann. Du bist im Alter für mich recht, nicht für ihn.

Für dich!?

Der Ausdruck, mit dem sie die zwei Wörtlein sprach, machte ihn knirschen und des Nachts in seine Kissen schluchzen. Aber er nahm sich vor, ganz stille zu sein und alle Kräfte anzuspannen, um einmal, wenn er groß wäre, eben solche Taten zu verrichten und ebensolchen Ruhm zu gewinnen, damit Perenna einsähe, daß sie für ihn und nicht für jenen geschaffen war.

Das Kind erblühte zu einer fremdartigen, geheimnisvollen Schönheit. Schon spielte sie nicht mehr mit Puppen, sie las und las. In der Bibliothek ihres Vaters hatte sie die Bücher entdeckt, in

denen ihr großer Freund von seinem Leben und seinen Taten erzählte. Die versteckte sie unter ihrem Kissen und verschlang sie, wenn sie sich unbeobachtet wußte, in einem Winkel des Hauses. So oft jemand vorüberging, deckte sie einen Band von Brehms Tierleben darüber, den ihr Erich geliehen hatte. Zwar stand ihr frei, zu lesen, was sie wollte, und ihren Eltern wäre es niemals eingefallen, von einem ernsten Buche zu sagen, es schicke sich nicht für kleine Mädchen, aber sie scheute sich, die Erwachsenen in ihr Geheimnis blicken zu lassen.

Jetzt erlebte sie mit ihm Schritt für Schritt die große Unternehmung, der er den ersten Ruhm verdankte, und die ihr bisher nur wie eine Legende in die Ohren geklungen hatte. Sie war dabei, wie er in Sansibar die schwarzen Träger, die Reittiere und die Warenballen für den Tauschhandel im Innern beschaffte und seine kleine Suahelitruppe bewaffnete. Dann begann der unvergeßliche Zug, der sich las wie die Gesänge der Odyssee, die sie durch Erich kannte. Das erste Eingeborenendorf, dem der ‚Hongo' mit Glasperlen und buntem Baumwollzeug bezahlt werden muß, das nächste, das sich zur Wehr setzt und mit Flintenkugeln zum Frieden gezwungen wird, der Marsch durch den Urwald, wo man sich mit Äxten Bahn haut. Und die Wunder der Pflanzenwelt, die Lianen, die wie Strickleitern an den Baumriesen niederhingen, das scharfe Gras, in das ein weißer Fuß nicht treten durfte, weil es schnitt wie Schwerter. Und gar das tausendfältige Leben der Tiere, der großen und kleinen, vom brüllenden Elefanten bis zu der weißen Ameise, die ganze Zelte fraß.

Das war ein sonderbares Lesen, wobei das Gelesene sogleich zur Handlung wurde, an der die kleine Leserin selber teilhatte. In all die schönen oder schauerlichen Ereignisse wurde sie mit verstrickt. Im Urwald fiel der Reitesel, der sie getragen hatte, sie wurde auf ein Reisiggeflecht gesetzt und schwebte auf den Schultern schwarzer Männer weiter. So ging es quer durch unbekannte Ströme, wo die Träger bis zur Brust mit ihr im Wasser wateten, über glü-

hende, verschmachtete Ebenen, wo emporgehaltene Palmenwedel ihr Haupt vor dem Sonnenbrand schützten und wo die gräßlichen Spuren der Sklavenjagd, abgezehrte Totengerippe, noch mit dem Joch am Hals, am Wege dörrten. Immer mußte ihre Trage vor dem Pferde des Führers herschweben, dessen Auge ihr überallhin folgte, denn sie war sein kostbarstes Gut, kostbarer als Perlensäcke und Baumwollballen, um die man Nahrungsmittel einhandelte, sie war ja sein kleines Bräutchen.

Sie war dabei, wenn er zum ‚Schauri' ging, und saß hinter ihm auf der Strohmatte vor dem Zelte, wo er die Reden der fremden Häuptlinge anhörte und mit ihnen Geschenke tauschte oder Blutsbrüderschaft schloß. Sie war auch dabei, wenn die Büchsen knallten und die Pfeile der Wilden um das kühne Häuflein schwirrten. Da gab es Strecken, wo jeder Fußbreit Weges mit Blut bezahlt werden mußte und wo die Gefahr in ihrem Rücken nicht kleiner war als im Angesicht. Da zeigte sich erst ihr Held in seiner vollen Größe. Immer tauchte er unversehrt aus dem Getümmel auf, er war an allen Stellen zugleich, sein Mund gab Befehle, sein Blick gab Sicherheit, seine Kugel fehlte niemals. Nur die letzte behielt er immer im Lauf, sie war für das kleine Bräutchen in höchster Not, damit sie nicht schutzlos in den Händen der Wilden bleibe.

Oh, und die Nächte im Zelt, die wundersamen stillen Tropennächte! Palisaden schützten das Lager, in dem man, um die wilden Tiere abzuschrecken, große Feuer unterhalten mußte, deren Widerschein phantastisch in den hohen Palmenkronen spielte. Das kleine Mädchen konnte sorglos schlafen, denn außen schritt ihr großer Freund, die Waffe in der Hand, an allen Zelten entlang und horchte, ob nirgends Meuterei und Verrat sich rühre.

Einmal drohten ihnen die Vorräte auszugehen. Da schlugen sie ein Dauerlager auf und säten in den jungfräulichen Grund, der schnell und willig seine Früchte hergab. Währenddessen ruhten die Waffen und alles war eitel Spiel und Freude. Der große

Freund ging zur Jagd und schoß Zebras, Giraffen und Antilopen, die der schwarze Koch so wohlschmeckend zuzubereiten wußte. Das kleine Mädchen saß vor dem Zelt, hörte die Schwarzen auf den ihr wohlbekannten Blasinstrumenten musizieren und ergötzte sich an ihren Tänzen, die sie mit Stegreifgesängen begleiteten. Damals geschah es auch, daß am hellen Tage die große Schlange in ihr Zelt kroch, als das kleine Mädchen zu Mittag schlummerte, und daß der große Freund, der eben dazu kam, ihr mit dem Gewehrkolben den Halswirbel zerbrach. Es war jener Python sebae, der mit seinen schreckhaften Ringeln jetzt das Hauptstück in ihres Vaters Sammlung bildete.

Die Jahre vergingen, sie bemerkte es kaum. Ihr Körper wandelte im Elternhaus in der Heimatstadt, er wuchs und blühte immer schöner auf, er tanzte, ritt, spielte Tennis und ward von allen bewundert. Ihre Seele aber wußte nichts davon. Die wohnte, mit einer leichteren Hülle angetan, über fünfzig Breitegraden am Fuß des neu entdeckten Berges, wo ihr Strom, die Perenna, aus ewigen Quellen rauschte.

Vierzehnjährig sah sie wie eine Erwachsene aus. Ihre Schönheit zog schon die ersten Freier an. Ihre Augen gaben den Menschen Rätsel auf, so fern und unergründlich blickten sie: Urwald und Ozean träumten in ihren Tiefen. Weil Perenna so wenig nach ihren Verehrern fragte, nahm man an, daß sie auf ihren Erich warten wolle, und die beiderseitigen Eltern billigten im voraus den Bund der Kinder.

Erich allein wußte um ihren Traum. Ihm erzählte sie Kapitel für Kapitel den Inhalt des Buches, und er ließ sich mitbegeistern. Nur daß sie alles auf sich bezog, machte ihn traurig.

Ein schöner Stern, der eine Zeitlang allabendlich über ihrem Hause stand, erregte ihre Aufmerksamkeit. Wenn er besonders hell funkelte, so meinte sie, der strahlende Held blicke ihn jetzt eben an und denke vielleicht dabei an sein Bräutchen, davon bekomme der Stern solchen Glanz.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Du lebst in lauter Einbildungen, Perenna, sagte ihr Erich. Er sieht den Stern gar nicht. Über ihm steht ein anderer Himmel. Er sieht den Canopus und das südliche Kreuz, die wir hier nicht sehen können.

Wo steht das südliche Kreuz? fragte Perenna am Abend den Vater.

Der deutete nach Süden. Wenn unser Himmel klarer wäre, kleines Mädchen, so würde ich dir dort tief unten das Sternbild des Raben zeigen können. Von diesem Sternbild, das du nicht siehst, dir aber vorstellen mußt, zieh' du eine Linie zum Horizont und darüber hinaus immer weiter in südlicher Richtung, so kommst du an die Stelle am Himmel, wo das südliche Kreuz steht. Auf meiner ägyptischen Reise hat es mich lange begleitet, bis ich am Suezkanal ungerne von ihm Abschied nahm.

Nun suchte das kleine Mädchen jeden Abend mit ihren Gedanken den Punkt am Himmel, der sich mit dem südlichen Kreuz schmückte, damit ihr großer Geliebter nicht so allein sei unter den fremden Sternen.

Ihr ganzes Wesen reifte wie unter einer heißeren Sonne, die alle Blüten früher und reicher entfaltet. Von ihrer Schönheit und ihren Gaben wurde weit umher gesprochen. Doch ihr auf den Fersen hielt sich Erich, der keine Zeit verlieren durfte, wenn er ein berühmter Forschungsreisender werden und eines Tages den strahlenden Helden aus Perennas Herzen verdrängen wollte. Der Wille erreicht alles, sagte er sich hundertmal am Tage, denn das war die große Lehre, die er aus jenem Buche empfing und mit der er sich selbst und die Verhältnisse zwang.

Perenna aber fuhr fort, den Helden auf seinen Zügen im wilden Afrika zu begleiten, und verspann sich immer tiefer in ihren Traum. Die Welt, die sie umgab, erschien ihr mit ihren tausend Bedürfnissen und Gewohnheiten wie ein krankhafter Auswuchs, und solch ein Leben in täglicher Gefahr und unter den ursprünglichsten Bedingungen als das einzig wahre. Sie mochte auf keinem ge-

polsterten Stuhl sitzen, weil sie dachte, daß zu dieser Stunde ihr Held vielleicht auf einem Stein oder auf der nackten Erde saß. Was mußte das für ein Augenblick sein, wenn einmal alles Überflüssige abfiel, alle die wichtig genommenen Nichtigkeiten aufhörten zu sein und jede Seele zeigen mußte, was sie wog vor dem Throne der Wahrheit. Versunken, verschwunden sogar die Kulturprobleme, die am Tisch ihrer Eltern erörtert wurden, vor der großen, alles beherrschenden Frage: Werden wir uns auch heute durchschlagen, werden wir auf dem Marsch ein Stück Fleisch zu essen finden, oder am Abend selber im Kochtopf der Wilden sieden? Da gab es Augenblicke, wo die Blätter des Buches in ihren Händen zitterten und wo sie vor Angst nicht weiterlesen konnte.

Ich zittere vor der Beschreibung, und er hat es erlebt, sagte sie sich dann, und Ehrfurcht erfüllte ihr ganzes Wesen. Dennoch aber hoffte sie, in Zukunft auch dabei zu sein und nicht allzu unwürdig neben solcher Heldengröße zu stehen.

Oh und der Tag, wo der wilde Strom und der noch wildere Feind ihm die besten seiner weißen Gefährten wegriß und der Held einsam weinend am Ufer saß! Da setzte sich das kleine Mädchen zu ihm und weinte mit.

Als dann die schwarzen Träger meuterten und stürmisch heim verlangten zur Küste, und nun auch der schwache Rest der Weißen auf Umkehr drang, da kam der große Augenblick, wo der Führer sagte: Ich halte niemand, aber ich ziehe weiter. Und es war sein kleines Mädchen, das zuerst erklärte: Ich ziehe mit dir. Nun zogen sie alle mit — im nächsten Kapitel.

Eines der Bücher enthielt seine Photographie. Ja, so hatte er ausgesehen, als er sie auf die Arme hob und seine Braut nannte. Das waren die schönen, klar geprägten Züge, die dunklen Haare um die ernste Stirn, die durchdringenden Augen, deren sie sich so gut erinnerte. Sie sah das Bild so oft und lange an, bis jede kleinste Einzelheit ihr eigen wurde und kein Gesicht auf Erden ihr vertrauter war als dieses.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Kleines Mädchen, diese Jahre waren die größten deines Lebens. Sie werden noch in deine späteste Zukunft hinüberglänzen.

— — Perenna war sechzehn Jahre alt. Nun wäre es bald an der Zeit gewesen, daß der strahlende Held sein Bräutchen geholt hätte. Der aber saß im Innern von Afrika und ließ seit langem nichts von sich hören. Dort hatte er sich ein Machtgebiet geschaffen, das er gegen die angrenzende Barbarei verteidigte und der Zivilisation erschloß. Er baute Wege, gründete Schulen, sorgte für Rechtspflege und erhielt seinem Vaterland eine wertvolle Kolonie. So viel zu tun hatte er, daß er nicht einmal Zeit fand, an das Museum seiner Vaterstadt zu denken. Da mochte er am Ende sogar sein kleines Bräutchen vergessen haben.

Statt seiner kamen andere und wollten sie wegholen. Einer bot ihr ein Schloß am Rhein, ein anderer ein glänzendes Leben in der Großstadt und auf Reisen. Aber schöner war's doch, mit ihrem Helden unter seinem Zeltdach zu schlafen, von Askaris bewacht, und aus der Ferne die wilden Tiere brüllen zu hören. Sie konnte ihrem Jugendtraum nicht untreu werden, wenn sie auch noch solange warten mußte. Ja, wenn einer auch nur von ferne ihm geglichen hätte, aber der Abstand war allzu groß.

Die Mutter begann zu klagen, daß ihr Kind so wählerisch sei, der Vater aber sagte: Mein Mädchen hat recht, sie wartet auf ihren Erich. Einen besseren als ihn kann sie nicht finden.

Der studierte schon mit Auszeichnung auf fremden Universitäten. Er widmete sich der Zoologie, denn zum Soldatenstand, der ihn den kolonialen Unternehmungen am nächsten gebracht hätte, fühlte er keine Neigung. Aber er wollte sich sobald wie möglich als Naturforscher einer Expedition anschließen. Die Ferien verbrachte er stets im Elternhause, in der Nähe seiner Kindheitsfreundin.

Die beiden waren noch so gute Kameraden wie je. Nur daß er sie mit anderer als brüderlicher Liebe liebte, davon wollte das Mädchen nichts hören. Für sie war Erich kein Mann, er war

noch immer der Knabe, der ihr geholfen hatte ihre Puppen herumtragen.

Ich verlange kein Versprechen, Perenna, sagte er. Ich warte auf dich, solange du willst. Wenn es sein muß, mein ganzes Leben lang. Es ist kein Verdienst dabei, denn ich kann mir keine andere als dich an meiner Seite denken.

— — Mit einem Male ging ein lauter Ruf des Schreckens durch die ganze zivilisierte Welt. Eine fanatische Araberbande hatte sich zur Ausrottung der Europäer zusammengeschlossen und wälzte sich gegen die Grenze heran, die unser Held bewachte. Die schwarzen Eingeborenen fielen ihnen in Scharen zu, schon waren christliche Missionen vertilgt worden und Greuel aller Art geschehen. Die Provinz des Helden war das vorgeschobenste Bollwerk, ihr mußte der nächste Angriff gelten. Wie würde der Kampf enden? An der Grenze wohnten ihm übelgesinnte Nachbarn, seine weißen Truppen waren an Zahl ungenügend, die schwarzen feige und wankelmütig. Schon war auch in seinem Rücken der Aufstand ausgebrochen, der ihm den Weg zur Küste verschloß und keine Nachrichten mehr durchließ.

Jetzt brauchte Perenna ihre Liebe nicht mehr zu verheimlichen, denn alle teilten sie. Keine Name wurde so oft genannt wie der seinige. Jede größere Zeitung brachte sein Bild. Wer ihm in der Jugend nahegestanden, der erschien vor der Öffentlichkeit mit Erinnerungen an ihn, mit Anekdoten aus der Schul- und Universitätszeit. Alle wollten es geahnt und vorausgesagt haben, welch ein Mann in diesem Knaben und Jüngling steckte. Am meisten zitterte seine Geburtsstadt für ihn, wo von ihm noch Verwandte lebten. In jedem Schauladen stand seine Photographie zum Kauf, öffentliche Vorträge wurden über ihn gehalten, man sammelte Gelder für die Hilfsexpedition, die der Staat ausrüstete.

Ganz Europa nahm an seinem Schicksal teil. Seine Provinz war ja ein Stützpunkt des europäischen Handels und der Missionen

gewesen, mit dem auch die Nachbarstaaten rechneten. Auch wußte man von großen Elfenbeinschätzen, die er gesammelt hatte und die man nicht mit ihm zugrunde gehen lassen wollte. Kaufmännische Spekulation und Politik vermischten sich mit den Forderungen der Menschenliebe. Neben der staatlichen wurden noch private Expeditionen in Bewegung gesetzt, die gleichfalls den Zweck hatten, ihn mit Waffen, Schießbedarf und Lebensmitteln zu versehen. Aber Botschaft sandten sie keine heraus und nach kurzem verschollen auch sie. Der Aufstand breitete sich aus und wogte wie ein Meer um die abgeschnittene Provinz. Werden die Expeditionen sich bis zu ihm durchschlagen? Wird er sich halten können bis zu ihrem Eintreffen? Ist er schon tot, gefangen? Das sind Fragen, die Tag um Tag, Woche um Woche, Monat um Monat die Spalten aller Zeitungen bis hinab zum kleinsten Käseblättchen füllen.

Weil die Nachrichten ausbleiben, schießen die Erfindungen und Vermutungen um so reicher ins Kraut. Da liest man lange Berichte eines angeblichen Missionars und Augenzeugen über seinen Untergang, die schon nach zwei Tagen widerrufen werden. Mit immer ernsterem Gesicht spricht Perennas Vater den Namen seines Jugendfreundes aus. Das Mädchen allein bleibt hochgemut. Sie ist zu jung und lebensvoll, um an Unglück zu glauben.

Wenn die Gebete und Segenswünsche der ganzen Menschheit in einer Schale liegen, dachte sie, und ich mein eigenes Herz noch dazu werfe, mit seiner ganzen Liebe beschwert, so muß ein Gewicht daraus werden, das die Wage des Schicksals niederzieht.

So dachte Perenna, und ihr fester Glaube sollte nicht zuschanden werden. — — —

Ein solches Fest hatte die Stadt noch nie erlebt wie am Tage, wo ihr größter Sohn zurückkehrte. Sein Werk war gerettet, der Aufstand niedergedrückt, die Feinde zersprengt, Gesetz und Ordnung wieder eingeführt. Jetzt kam er nach dem Vaterland, um

seine Gesundheit herzustellen, und hinterließ seinem Nachfolger eine völlig beruhigte Provinz.

Seine Heimreise aus Afrika war ein langer Triumphzug. Alle Länder, die er berührte, erwiesen ihm Ehren und Auszeichnungen. Sein Vaterland empfing ihn mit brausendem Jubel. Und heute besuchte er seine Heimatstadt, die mehr als alle andern um ihn gebangt hatte.

Sämtliche Häuser flaggten. Von nah und fern strömten die Menschen zusammen, sogar der Wald war in die Stadt gerückt, um den Helden zu begrüßen, denn wo er durchkommen mußte, standen zur Rechten und Linken der Straße lange Reihen grüner Bäume, die zuvor nicht dagewesen. Sein Wagen mußte durch den donnernden Zuruf der Menge im Schritt fahren. Mütter hoben ihre Kinder hoch, um ihnen sein Angesicht zu zeigen.

Auf dem Rathaus war eine große Festtafel bereitet. Dort sollte der feierliche Empfang mit Ansprache des Bürgermeisters und darauf ein Bankett stattfinden. Ehrenjungfrauen mit Blumen in den Händen waren aufgestellt, die schönsten Mädchen der Stadt, voran die schönste, Perenna.

Als sie ihre Blumen überreichen sollte, schwankte und schwamm ihr alles, Saal und Treppe und Menschen, wie in wogendem Nebel. Mit dem Äußersten ihrer Willenskraft bezwang sie sich und schritt dem Gefeierten entgegen. Als sie ihr Auge aufhob, sah sie in das fahlbraune, von tausend Furchen durchackerte Gesicht eines ergrauten Mannes. Kein Zug dieses Angesichts stimmte mit ihrer Vorstellung, sie glaubte, einen völlig Fremden zu sehen, und die Überraschung war so groß, daß sie statt der Worte, die sie sagen wollte, nur ein verwirrtes Stammeln hervorbrachte. Als er ihr die Blumen aus der Hand nahm, wurde sie halb ohnmächtig — von der Hitze, wie man glaubte — und mußte weggeführt werden.

Er war alt, sein Gesicht war gefurcht, sein Haar gebleicht. Entsetzliche Enttäuschung! Warum tat er ihr das? Wo war der

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

strahlende Held geblieben? Sie zürnte ihm, als habe er schuld an der Verwandlung, als wäre er mit Willen so gealtert.
Was ist dir? Hat er dir nicht gefallen? fragten die Freundinnen, die vom Empfang zurückkamen.
Ach, er ist so alt, sagte sie mit erstickter Stimme.
Närrchen, was fällt dir ein? Er kann ja kein Jüngling mehr sein, aber alt ist er nicht. Sein Haar ist gebleicht von den Gefahren und den Strapazen, nicht vom Alter.
Hast du denn seine Augen nicht gesehen? Die sind doch jung, sagte eine andere.
Ja, die Augen hatte sie wohl gesehen, und die Augen waren jung. Wie eigen hatte er sie damit angeschaut. Das waren die Heldenaugen, die so oft in den Rachen des Todes geblickt hatten. In diese Augen hatte sich aller Jugendglanz von ehedem zurückgezogen, dort hatte er sich erhalten, dort lebte noch sein wahres Ich.
Nein, ihr habt recht, er ist nicht alt, es sind nur die Gefahren und die Strapazen, jubelte sie, sich selber wiederfindend.
Mit seinem grauen Haar gefällt er mir besser als jeder junge, sagte wieder eine.
Ja, das graue Haar macht ihn nur schöner. Er ist ein Gott.
Sie mußte sich vor den Freundinnen schämen, daß sie so klein gewesen war. Welche stolze Seligkeit, ihm all die Gefahren und Mühen seiner Heldenlaufbahn durch die eigene Jugend zu vergüten.
Des Abends kam er zu ihren Eltern. Es war die einzige Stunde, die er sich frei machen konnte, denn morgen erwartete man ihn in der Nachbarstadt, wo er einen Vortrag zu halten hatte.
Perenna legte ihren Schmuck aus Muscheln und Steinen um den jungen Nacken und sah damit aus wie eine fremde Gottheit.
Wie schön sie ist! Wie schön sie ist! dachte der Gast, als er sie wiedersah. Sie standen zusammen in einer Nische, er betrachtete

das Halsband, das er ihr geschenkt hatte, als sie noch klein war. Dabei kam ihm plötzlich eine Erinnerung.

Weißt du, kleines Mädchen, daß dieser alte Onkel dich einmal sein Bräutchen genannt hat?

Und weißt du, strahlender Held, daß das kleine Mädchen all die Jahre auf dich gewartet hat?

Es war gesprochen, ehe sie es dachte; woher sie den Mut genommen, wußte sie später selber nicht.

Du — du? Es ist nicht möglich! Er sah sie mit unaussprechlichem Entzücken an, drückte ihren Kopf an seine Brust, küßte ihre Haare, ihre Stirne wieder und wieder. Ihren Mund, den küßte er nicht.

Dann schob er sie von sich. Tränen standen in seinen Augen, in den Augen, die unbewegt in so viele Schrecken geblickt hatten.

Und jetzt ist das Leben ausgelebt, und ich bin alt!

Nicht alt! Nicht alt! jauchzte sie voll Wonne, daß sie ihm, dem Großen, etwas zu vergeben hatte.

Da sieh her! Was wolltest du mit diesen weißen Haaren, du junge Göttin?

Das macht nichts. Diese weißen Haare gefallen mir besser als die braunen der Jugend. Sie kommen ja nur von den Kämpfen und den Strapazen.

Es sind nicht die weißen Haare allein, du gutes Kind, aber das verstehst du nicht. Wenn ich doch einen Sohn hätte, den ich dir geben könnte.

Nicht! Nicht! Ich will keinen jungen, ich will dein Alter, ich will dich selbst, du strahlender Held.

Kind, Kind, es ist zu spät für mich, es kann nicht sein.

Sie fuhr fort zu flehen: Verlaß mich nicht. Ich sehe nur dich allein in der ganzen Welt, habe nie einen anderen gesehen von meinen frühesten Jahren an. Mit dir will ich sein, an deinen Gefahren will ich teilhaben, in deinem Zelt, wo du mich schützen wirst, will ich leben. Was braucht's der Jugend? Ich habe sie

ja, ich teile sie mit dir — ein Stück für dich, ein Stück für mich, so wird es schon recht sein. Du darfst nur wollen, so sind wir das glücklichste Paar auf Erden.

Je glühender sie flehte, desto schmerzlicher erkannte er, daß er sie lassen mußte.

Du liebst mich also nicht, sagte sie am Ende verzweifelt.

Wie ich dich liebe! So kann ein junger Mann ja gar nicht lieben. Ich liebe in dir das, was nicht mehr mein ist, das Süßeste der Erde, die Jugend. Die Liebe lieb' ich in dir, die mir nicht gehören kann. Du holdes Geschöpf, wie dank ich dir, daß du mir diesen letzten Blick in eine Maienlandschaft geschenkt hast; ich nehme ihn in meinen Winter hinüber.

Er weinte ungehemmt auf ihren Scheitel. Dann riß er sich mit blutendem Herzen los und schied.

Damals verstand sie ihn nicht und grollte ihm lange, lange. Sie hatte ihm alles geben wollen: Jugend, Liebe, Glückseligkeit. Das gehörte ja doch ihr, sie konnte es schenken, wem sie wollte. Er brauchte nur die Hand auszustrecken, so war alles sein. Er aber ging von ihr, er verließ sie für immer nach all den Jahren, die sie auf ihn gewartet hatte.

Ihr Erich war es, der ihren Kummer verstand und linderte. An seinem Herzen war ihre Zuflucht; da innen, das wußte sie, brannte für sie eine ewige Lampe. Er war ja kein berühmter Forschungsreisender geworden, die Zeiten der großen Abenteuer seien auch vorüber, meinte er, und in den Kolonien lebe sich's jetzt wie überall, wo die Gesellschaft sich spreizt und klatscht. Aber er zeichnete sich in seinem Berufe aus und war ein Mann, der mit Ehren um ihre Hand werben konnte. Immer wieder sagte er ihr: Du bist mein Wegweiser und Scheinwerfer. Was ich jemals werden kann, ist dein Werk. Mein Bestes hab' ich von dir.

Sie selber hatte es von einem anderen.

Endlich verstand sie auch, warum der andere von ihr gehen mußte. Aber ihr Leben lang fuhr sie fort, an ihn zu denken. Als ihre

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Tochter heranwuchs, erzählte sie ihr von dem strahlenden Helden, den sie geliebt hatte und der im Schmerz von ihr gegangen war. Und das kleine Mädchen saß nun tagelang und dachte an den strahlenden Helden, und wie sie ihn geliebt hätte, wenn er ihr statt ihrer Mutter begegnet wäre.

Der schlief schon lange unter seinem steinernen Ehrenmal. Aber strahlende Helden können immer wieder einmal aufstehen und die Herzen kleiner Mädchen an sich nehmen. —

Warten!

Hanna, die junge Klavierlehrerin, saß am späten Nachmittag noch am Piano und übte. Aber ihr Blick glitt alle paar Minuten über das Notenheft hinweg nach der hohen Standuhr in der Zimmerecke, deren Zeiger heute langsamer zu rücken schienen als sonst. Endlich sanken ihr die Hände von den Tasten, sie saß noch ein wenig in Gedanken und stellte sich dann ans Fenster, das auf die enge Straße hinabsah. Jetzt war die Stunde, wo er kommen mußte, — der Postbote. Richtig, dort bog er schon um die Ecke und verschwand im nächsten Haus. Hannas Herz begann zu klopfen. Sie folgte ihm in Gedanken die sämtlichen Stockwerke hinauf und berechnete den Augenblick, wo er wieder auf der Straße erscheinen mußte. Und als ob sie ihn an einem unsichtbaren Faden halten und ziehen müßte, klammerten sich ihre Augen an seine Uniform und gingen mit ihm im Zickzack über die Straße, bis er an ihre Haustüre kam. Hier erhob der Mann den Kopf, sah am Fenster des dritten Stockwerks das junge Mädchen stehen, das ihm immer eine Treppe herab entgegenzuspringen pflegte, und gab ihr ein verneinendes Zeichen.

Enttäuscht trat sie zurück. So war für heute kein Brief von Edmund mehr zu erwarten. Und doch waren es schon drei Tage seit seiner Abreise: in diesen dreimal vierundzwanzig Stunden, die mit quälender Langsamkeit durch ihre Seele geschlichen waren, hatte sie noch keine Zeile von ihm erhalten außer der einen von ihr selber überschriebenen Postkarte, die sie ihm noch auf dem Bahnhof in die Tasche gesteckt und auf die er bei der Ankunft im Elternhause die eiligen Worte geworfen hatte: Reise gut verlaufen. Brief folgt.

Seit drei Jahren waren sie heimlich verlobt und warteten auf die Stunde, wo Edmund als neugebackener Dr. med. vor seinen Vater treten und ihn um die Mittel zur Gründung einer Familie angehen konnte. Daß der alte Großkaufmann sich das Glück seines Einzigen ganz anders dachte als in der Heirat mit einer armen Klavierlehrerin, das wußte sie. Aber Edmund war vertrauensselig, und seine glückliche Zuversicht trug auch Hannas ängstlichere Seele wie auf Flügeln. Darum hatte sie sich um die Zukunft ihrer Liebe noch keine allzu schweren Sorgen gemacht. Seine Prüfungen waren glänzend ausgefallen; von allen Seiten beglückwünschte man die Eltern zu einem solchen Sohne. Danach hatte er sich noch ein paar Wochen in dem stillen Städtchen niedergelassen, wo seine Liebste wohnte, um seine Doktorschrift zu verfassen. Mit dieser in der Tasche besaß er das Recht, vor den genauen Geschäftsmann zu treten und ihm zu sagen: Sieh, wie ich mir mein Glück verdient habe.

Wenn nur die Pein der langen Stunden nicht wäre, die einen Stachel in die freudigste Erwartung bringt. In dem kleinen Stübchen, worin noch die ganze Schwüle des langen Sommertages brütete, war es auf einmal nicht mehr auszuhalten. Sogar die alten Möbel fragten: Warum schreibt er nicht?

Sie trat vor den Spiegel, um ihren Hut auf die dunklen Haare zu setzen, den Hut, der ihm so gut gefallen hatte, als er neu war. Jetzt war er freilich nicht mehr neu, sie trug ihn schon im zweiten Sommer, doch er kleidete sie noch immer gut.

Die junge Klavierlehrerin hatte kein schönes, aber ein liebliches und ausdrucksvolles Gesicht, das ein jeder mit Vergnügen ansah. Ihre Gestalt war tadellos, von einer schwingenden Leichtigkeit in jeder Bewegung, die von steter körperlicher Übung im Freien zeugte. Was ihr den größten Reiz gab, konnte sie freilich selbst nicht sehen, denn es kam und ging mit ihrem Lächeln, aber sie ahnte es, und ihr verliebter Edmund hatte sie oft beklagt, daß gerade sie dieses Allerschönste nicht genießen konnte. Während sie sich

seines Lobes erinnerte, glänzten ihre Augen höher auf, und plötzlich erschien jenes Unbeschreibliche, das ihr sonst verborgen war, im Spiegel: Wie wenn die Sonne plötzlich des Abends einen warmen Strom von Goldstaub auf die Erde schüttet, daß man glaubt, im Lande der Seligen zu sein, so hatte Edmund von diesem Schauspiel gesagt. Getröstet und vor sich selbst gehoben, verließ Hanna die dumpfe Wohnung.

Auf dem einsamen Fußdamm neben dem Kanal ging sich's erquickend nach dem heißen Tag. Hanna genoß die Stille des Feierabends aus voller Seele. In den eilenden Wassern spiegelte sich die tief nach Westen geneigte Sonne als eine schräge, schwankende Lichtsäule, die mit ihr wanderte. Die zarten Maskengesichter des Augentrosts am Wegrande und tiefer unten in dem feuchten Graben die weißen Schierlingsdolden färbten sich mit dem tiefsten Rosenrot. Und in der weiten Niederung glühten die zerstreut stehenden Blutbuchen, von den schrägen Strahlen getroffen, wie von einer inneren Feuersbrunst.

Wenn sie sich's recht überlegte, konnte er eigentlich noch gar nicht geschrieben haben. Er durfte seinem Vater doch nicht mit der Türe ins Haus fallen. Erst vertraute er sich in einer stillen Stunde der Mutter an. Von der war nichts zu fürchten, sie hatte ihrem Liebling noch nie etwas abgeschlagen. Gemeinsam unternahmen sie dann den Angriff auf den Vater. Aber natürlich mußten sie den Augenblick abwarten, wo er gut bei Laune und darum leichter zu fassen war. Und dann weiß man ja, wie es geht, wenn der Sohn von der Hochschule nach Hause kommt; da gibt es Besuche und Einladungen in der Verwandtschaft, man bleibt selten unter sich, und die Gelegenheit zur Aussprache findet sich nicht so geschwind. Ganz begreiflich, daß Edmund nicht schreiben mochte, ehe der Würfel gefallen war.

Hanna blieb stehen und sah dem blondgrünen, langhinwallenden Schilfe zu, das unter der Wasserfläche unaufhörlich von der raschen Strömung auf- und niederbewegt wurde; Edmund hatte

ihr gesagt, es führe den schönen Namen Nixenhaar. Seitdem war es ihr immer, als fühlte ihr Auge einen glatten, blanken Frauenleib sich unter dem grünen Haar wollüstig im Strome winden. Diese reizende Vorstellung erregte ihr das Verlangen zu baden. Wenige Schritte unterhalb der Stelle, wo das Schilf im Strome tanzte, ritten ein paar Männer in kurzen, enganklebenden Lederhosen ihre Gäule in die Schwemme, indem jeder ein sattelloses Tier zwischen die Beine klemmte und ein anderes an der Leine zog. Es war schön, wie sich die Pferde, bis an die Brust im Wasser, durch die reißende Strömung arbeiteten und dann plötzlich bis zur Nase versanken, wobei man an den Schwimmbewegungen der Flanken erkannte, daß sie jetzt im Tiefen waren. In diesem grünen hüpfenden Wasser sich zu tummeln, mußte köstlich sein.

Hanna beeilte sich, um noch rechtzeitig die Badeanstalt zu erreichen, die oberhalb des Städtchens im Grünen lag, nicht weit von der Stelle, wo der Kanal sich von dem ruhigeren Hauptstrom trennte. Um diese Stunde pflegte es dort sehr voll zu sein, aber nach acht Uhr wurden keine neuen Karten mehr abgegeben. Sie fand glücklich noch eine Hütte frei, in der die Flut am wildesten rauschte und die sonst nur von Herren benutzt wurde. Mit wonnigem Gruseln sprang sie in das kühle Wasser, das etwas moorhaltig war und dem Körper ein Gefühl von kalter, geschmeidiger Glätte gab, als wüchse ihm eine Schlangenhaut. An der Querstange festgeklammert, um dem Ungestüm der Strömung standzuhalten, ließ sie ihre schlanken weißen Glieder mit der Welle spielen wie das festgewurzelte, immer bewegte Nixenhaar, und berauschte sich an ihrer eignen jungen Schönheit, die noch kein fremdes Auge gesehen hatte. Wie liebestoll drang das gierige Element auf sie ein, halb wehrte sie sich, halb überließ sie sich den wilden Liebkosungen, die sie bald dahin, bald dorthin warfen. Es fielen ihr die Fabeln der Alten von den schönen Erdentöchtern ein, die von Stromgöttern geraubt und geliebt wurden. Nimm mich,

nimm mich! Hier hast du mich! schrie und lachte sie in das Getöse, und gleich darauf saß sie mit einem Husch auf dem Treppchen, nur die Füße im Wasser, beide Arme um die weißen Knie geschlungen, und das nasse Haar ausschüttelnd, sagte sie: Du bekommst mich doch nicht, mich bekommt ein anderer.

Niemand sah dem trunkenen Spiele zu als die Sonne, die drüben am andern Ufer gerade hinter den hohen Binsen unterging, in Form und Größe einer roten, weingefüllten Riesenschale mit orangefarbenem Deckel gleichend. An der Rückwand des Badehüttchens war eine Latte halb von der Strömung weggerissen. Durch die Lücke sahen Hanna und die Sonne sich an, und das Mädchen winkte ihr zu:

Schöne Sonne, du sinkst, aber morgen gehst du in gleicher Schönheit auf, und wenn du scheidest, siehst du eine Glückliche, die ihr Glück nicht mehr zu verheimlichen braucht. Denn morgen, morgen schreibt er.

Noch auf dem ganzen Heimweg, solange sie die wohlige Nachwirkung des Bades spürte, hielt die Glücksstimmung vor. Keine ihrer Freundinnen hatte einen Edmund, keine! Die mußten sich genügen lassen, die armen Dinger, mit dem, was zu haben war: die eine mit einem Beamten, dem schon der künftige vertrocknete Aktenmensch über die Schulter sah, die andre mit einem bäuerischen Landwirt, die dritte gar mit einem angejahrten Witwer. Nur Hanna, das Glückskind, hatte das große Los gezogen. Diese herrliche Liebe, die ihr die Welt mit Poesie erfüllte, was wäre sie ohne die! Und auch das Hangen und Bangen, worin sie jetzt schwebte, war doch immer ein gesteigertes Leben. Sie hätte es nicht hingeben mögen gegen ein ruhiges, sattes Alltagsglück.

Jetzt aber empfing sie das kleine Stübchen wieder mit seiner dumpfen Bangigkeit, und in der Nacht zogen Wolken auf, die regungslos hängen blieben, ohne sich zu entladen. Und Hanna hatte einen schweren Traum.

Sie fand sich mit Edmund in den Straßen einer großen Stadt, so groß, wie sie noch keine kannte, nach ihrer Empfindung war es Edmunds Geburtsstadt. Sie mußten schon lange, lange gegangen sein durch Straßen, die von Menschen wimmelten und die kein Ende hatten, denn Hanna war staubig, abgemattet und todestraurig. Die Leute stießen und drängten, sie konnte sich kaum mehr aufrechthalten. Edmund sah sich nach einem Wagen für sie um, aber sie klammerte sich an seinen Arm: Verlaß mich nicht, verlaß mich nicht! Eine große Angst war in ihr, die Angst, in diesem Menschengewühl allein zu bleiben, nicht mehr nach Hause zu finden, ja, sie wußte nicht einmal, wo sie zu Hause war, nur Edmund wußte es. Wenn sie voneinander gerissen wurden, so war sie in dieser Großstadthölle verloren. Jetzt ertönte ein Pfiff. Dort fährt die Straßenbahn, ich will sie für dich anhalten, sagte Edmund schnell und machte sich von ihr los. Sie sah ihn leichtfüßig durch das Gewühl eilen und strebte nach, aber die Menge klappte hinter ihm zusammen wie ein zäher Brei und hinderte sie am Fortkommen. Jetzt hatte er den Straßenbahnwagen erreicht, schlank und leicht sprang er auf den Tritt und wandte sich um, als sie nur noch wenige Schritte zurück war. Da sah sie in ein völlig unbekanntes Gesicht. Edmund! wollte sie schreien, aber ihre Stimme versagte. Er hatte sich beim Aufspringen in einen wildfremden Herrn verwandelt, der ohne nach ihr umzublicken mit der Straßenbahn von dannen fuhr.

Erwacht, konnte sie sich von dem entsetzlichen Eindruck gar nicht erholen. Ihr Edmund, ihr Liebster, ihr alles auf Erden, fuhr mit dem Gesicht eines fremden Herrn an ihr vorüber. Was hatte dieser Angsttraum zu bedeuten? Erst als schon die Sonne ins Fenster schien, fiel sie noch in einen späten unruhigen Fieberschlaf, der sie die gewohnte Zeit des Aufstehens versäumen ließ. Sie kam zu spät in ihre erste Stunde und hatte nicht gefrühstückt. Ihre Blässe war erschreckend, und bei jeder falschen Note, die ihre kleine Schülerin griff, ging ein Zucken durch ihren ganzen Körper.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Die Mutter der Kleinen, die ihr wohlwollte, nahm sie ins Gebet. Woher die Reizbarkeit, die wächserne Gesichtsfarbe, die fahlen Lippen? Hanna schützte die Hitze vor, die sie nicht schlafen lasse.

Sie sind überangestrengt, Fräulein Hanna. Sie müssen etwas zu Ihrer Erholung tun. Nächste Woche ziehen wir aufs Land. Wir haben drüben am See ein Bauernhäuschen gemietet. Ich lade Sie ein, für ein paar Tage unser Gast zu sein. In der Wald- und Seeluft wird der Schlaf schon wieder kommen und mit ihm die roten Backen. Wollen Sie?

Statt eines Freudensprungs machte Hanna Ausflüchte. Den wahren Grund, daß sie einen Brief erwartete, von dem ihr Schicksal abhing, konnte sie der Frau nicht sagen. Da diese gutmütig in sie drang, versprach sie, sich die Sache zu überlegen.

Für heute war keine Stunde mehr zu geben. Aber die Freiheit machte ihren Zustand nicht besser. Sonst war es ihre liebste Beschäftigung, an Edmund zu schreiben, sie hatte ihm immer soviel zu sagen. Heute malte sie nur mit unsicherer Hand ein dickes Fragezeichen auf ein Briefblatt und schrieb noch mit ganz kleinen Buchstaben in eine Ecke: Jede Nachricht besser als keine.

Als der Brief in den Kasten gefallen war, stieg ihre Unruhe ins Unerträgliche, als ob nun die Entscheidung gleich unmittelbar bevorstünde. Es war ihr unmöglich, die Poststunden in dem engen Zimmerchen heranzuwarten.

Da sie sich unter Menschen so nicht zeigen wollte, flüchtete sie abermals zur Natur. Sie machte einen langen Spaziergang vor die Stadt, ließ sich in einem Gehöft eine Schüssel Sauermilch geben, ihre erste Nahrung seit dem vergangenen Abend, und nahm, um keinen Bekannten zu begegnen, den Rückweg über die einsamere Nebenstraße. Langsam wanderte sie an dem Blutegelteich vorüber gegen den breiteren Flußarm zu, der sich hier von neuem teilte, um eines seiner vielen rasengrünen, von hohen Bäumen bestandenen Inselchen zu bilden.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Ein ungeheurer verwitterter und vom Wasser zernagter Baumstrunk wurde an einer seichteren Stelle von der unruhigen Flut hin- und hergewälzt, ohne weiterzuschwimmen, und glich dem Gerippe eines Riesen, das die entfleischten Beine in die Luft streckt. Durch irgendwelche dunkle Gedankenverbindung hatte der Anblick für die einsame Spaziergängerin etwas so Trauriges, daß sie wie gejagt vorübereilte. Sie verstand ihren Zustand selber nicht. Der Himmel war blau, die Sonne glänzte, und dennoch war ihr, als bereite sich irgendwo in der Ferne etwas Unheimliches, Entsetzliches vor, als würde jetzt eben ein Messer geschärft, das ihr Leben bedrohte. Halb laufend verließ sie den einsamen Wiesengrund und ging erst langsamer, als menschliche Ansiedlungen in Sicht kamen.

So erreichte sie das Schleusentor, bei dem der Hauptstrom wieder mit dem Kanal zusammenfloß, und betrat den gedeckten hölzernen Steg, unter dem die vereinigten Wasser sich mit Donnertoben über das Wehr stürzten. Hanna liebte es, auf diesem Steg zu stehen, der immerzu von der Gewalt der Wasser schütterte, und in den Höllengischt hinabzuschauen. Durch das Brausen und Branden der Wasser tönte es wie rufende, schreiende, klagende Stimmen, es betäubte die Ohren, das Hirn, ein Schrecken ging davon aus wie von dem Schrei des Pan. Aber dieser Schrecken war ihr eine Wohltat, er übertäubte den andern, den heimlichen blassen Schrecken in ihrer Brust. Sie stand auf dem Steg, bis die Dämmerung einbrach und ihr sagte, daß jetzt auch die letzte Poststunde und mit ihr die Qual des Harrens zu Ende sei. Sie brauchte nur noch heimzugehen und den Brief, der heute ganz gewiß gekommen war, in Empfang zu nehmen.

Deutlich, fast wie in einer Vision, sah sie ihn vor sich: den grünlichen Umschlag, den Edmund zu benutzen pflegte, und seine feine, fast zu frauenhafte Schrift. Sie sah auch die Schreibtischecke, auf der er nach ihrer Überzeugung liegen mußte. Aber sie flog nicht wie sonst in der frohen Erwartung ihre Treppen hinauf, sie

stieg langsam mit wankenden Knien und mußte sich unterwegs an die Wand lehnen. Als sie mit stockendem Atem ins Zimmer trat, sah sie den Schreibtisch leer. Ein Seufzer entfuhr ihr, der fast ein Seufzer der Erleichterung war. Sie setzte sich auf das kleine steife Kanapee, wo sie vor wenig Tagen noch mit Edmund gesessen hatte, und brach in Tränen aus. Es war gut, daß der Brief heute nicht mehr gekommen war, heute hätte sie nicht einmal die Kraft gehabt, eine Freude zu ertragen.

Noch ein Tag verging und noch einer. Immer dachte sie an das fremde Gesicht, in das die geliebten, wohlbekannten Züge sich verwandelt hatten. Wenn sie jetzt in den Spiegel blickte, sah sie ganz verfallene Züge. Nein, so durfte es nicht fortgehen. Verlor sie ihre Schönheit, so war alles verloren, denn bei Edmund ging die Liebe durchs Auge. Sie mußte ihre Frische wieder herstellen um jeden Preis. Sie schrieb ein paar Briefchen an ihre noch in der Stadt zurückgebliebenen Schülerinnen, worin sie ihr Ausbleiben entschuldigte, und ging zu der mütterlichen Freundin, um ihr zu sagen, daß sie ihre Einladung annehme. — — —

Seit zwei Tagen befand sich Hanna auf dem Lande. Sie schwamm und ruderte und machte mit der kleinen Martha lange Waldspaziergänge. Des Abends war sie körperlich so müde, daß sie traumlos einschlief. Es war ein Aufatmen, sich so von wohlwollenden Gesichtern umgeben zu sehen. Sie hatte so lange Zeit nicht mehr die Wohltat des Familienlebens genossen; seit ihre Mutter tot war und ihr Vater sich zum zweiten Male verheiratet hatte, stand sie auf eigenen Füßen, würdig und allgemein geachtet, aber einsam. Darum betete sie jede Nacht mit Inbrunst zu ihrem fernen Abgott: Mein Edmund, erstes einziges Mein auf Erden, verlaß mich nicht!

Sie hatte verfügt, daß ihr für die kurze Abwesenheit gar keine Briefe nachgeschickt würden, und lebte unterdessen frei von der Qual des Wartens wie auf einer Insel. Aber tief im Grund ihrer Seele wohnte die geheime Bangigkeit, das unheimliche Ge-

fühl, als ob irgendwo in der Welt ein Messer für sie geschliffen würde.

Am dritten Morgen früh vor Tau und Tag erwachte sie jählings, denn eine Stimme hatte in ihr Ohr gesprochen. Ganz deutlich hörte sie die Worte nachhallen: Edmund heiratet die Base Jella. Was war das? Wer hatte sich in der Dämmerung über sie gebeugt und zu ihr geredet?

Jene Base Jella war die Tochter eines wohlhabenden Geschäftsmannes, und Hanna wußte, daß Edmunds Vater den Wunsch hatte, die beiden Häuser noch enger zu verbinden. Aber sie wußte auch, daß er nicht daran dachte, auf seinen Sohn einen Druck auszuüben. Edmund sprach von dem jungen Mädchen stets mit Gleichgültigkeit. Aber da waren sie kürzlich auf einem Gartenfest mit einem Schulfreund Edmunds zusammengetroffen, der aus seiner ostelbischen Heimat kam und der ihm sagte: Die Jella ist in diesem Jahr eine Schönheit geworden. Da hatte Edmund die Augen weit aufgemacht. —

Hanna stieg zitternd aus dem Bett und durchsuchte den ganzen Raum, ob nicht jemand einen Scherz mit ihr getrieben habe. Aber das Zimmer war leer und abgeschlossen wie am Abend. Also hatte sie geträumt. Morgenträume sagen die Wahrheit, hatte sie einmal irgendwo gehört. Unbewußt sprach sie es nach und schlug sich gleich erschrocken auf den Mund, als habe sie ihr eigenes Urteil gesprochen.

An diesem Morgen ruderte sie mit solcher Gewalt, daß ihr ein Ruder zerbrach und sie nur mit Mühe das Ufer wieder erreichte.

Auf den Nachmittag war ihre Rückkehr festgesetzt. Man redete ihr zu, noch eine Nacht zu bleiben. Aber Gehen oder Bleiben war ihr in dieser Stimmung gleich fürchterlich. Da gab die Frau des Hauses den Ausschlag, indem sie bei Tische sagte: Ich habe in der Stadt Besorgungen, also können wir zusammen fahren. Aber Sie versprechen uns, bald wieder herauszukommen.

Hanna versprach es gedankenlos.

Also heute! Heute! Denn unterdessen mußte die Antwort auf ihr Fragezeichen gekommen sein. Und wenn keine kam, so war es auch eine. Hanna flehte in ihrem tiefsten Herzen nicht mehr um Glück, an das sie nicht mehr glaubte, nur noch um Kraft, denn heute war schon der zehnte Tag seit seiner Abreise.

Die beiden Frauen fuhren also nach der Stadt, und auf dem Bahnhof trennten sie sich.

Mit festen Schritten ging Hanna nach Hause. Ihr Inneres war jetzt völlig kalt und taub, sie schloß daraus, daß sie jetzt Mut genug habe, der Wahrheit ins Gesicht zu sehen. Sie stieg ihre drei Treppen hinauf, ohne einem der Hausgenossen zu begegnen, steckte ruhig den Schlüssel ins Schlüsselloch und trat in ihr Zimmer. Da, auf der Schreibtischecke, wo sie ihn erwartet hatte, lag er!

Sie erkannte ihn gleich unter den andern Sendungen an dem grünen Umschlag und an der weichgeschwungenen Schrift.

Entschlossen streckte sie die Hand danach aus. Aber die Dumpfheit in dem lange zugesperrten Zimmer war so überwältigend, daß sie zuerst das Fenster öffnen und Luft schöpfen mußte. Dann hielt sie den Brief wägend in der Hand. In diesem Augenblick war sie noch reich, Liebe und Zukunft, alles durfte sie noch als ihr eigen ansprechen, im nächsten stürzte sie vielleicht in eine Hölle.

Das konnte ja nichts Gutes sein, was eine solche Angst vor sich herjagte! Ein Schwindel überkam sie. Wenn sie nur wenigstens nicht so allein wäre, wenn sie eine Seele um sich hätte, deren Nähe ihr einen Halt gäbe. Wenn sie nur wenigstens Menschenstimmen auf dem Gang hörte. Es ging ihr durch den Kopf, die mütterliche Freundin aufzusuchen, die sie auf dem Bahnhof verlassen hatte, sich neben sie zu setzen und in ihrer Gegenwart den Brief zu lesen. Aber gleich schämte sie sich des feigen Gedankens. Auch wußte sie ja, daß die Frau Besorgungen machte. Aber in dem Qualm des Stübchens konnte sie nicht bleiben. Draußen

im Freien, auf einer Bank in den Anlagen, wollte sie den Brief lesen.

Auf der Bank saß ein Pärlein und warf mißmutige Blicke auf die Störerin. So war sie oft mit Edmund gesessen und hatte lästige Dritte weit hinweggewünscht. Sie ging weiter, eine andere Bank suchen. Aber sie irrte vom Wege ab, geriet wieder hinaus auf den Nebenweg, der zum Flusse führte.

Er heiratet die Base Jella, sagte sie mit bleichen Lippen vor sich hin. Schon lange schlummerte diese Furcht im Untergrund ihres Bewußtseins, ohne daß sie ihr Gehör geben wollte. Aber gestern im Traum hatte sie durch ihre eigene Stimme laut zu ihr gesprochen. Das war der Grund ihrer Bangigkeit, das war das Messer, das für sie geschliffen war.

Sie meinte jetzt wie eine Hellseherin den Inhalt des Briefes, der auf ihrem Herzen lag, zu fühlen: Verzeih mir, liebe Hanna, ich kann mein Wort nicht halten, ich habe mich mit Base Jella verlobt.

Bei dem Inselchen an der seichten Stelle lag noch immer das Baumungeheuer und drehte sich im Wasser, es war ein endloses Ringen und Nichtsterbenkönnen. Unbewußt blieb Hanna stehen und sah ihm zu. Sie dachte an das lange Todesringen ihrer Mutter, die ihr einziges Kind nicht verlassen wollte. Ach, wenn sie noch lebte! Da erfaßte sie wieder der Schrecken, daß sie zu rennen begann. Aber hinter ihr rannte etwas her: das geschliffene Messer. Sie rannte und rannte atemlos den Fluß entlang nach dem Wehr. Aber nein, es war nicht hinter ihr, es war in ihr, sie fühlte seinen kalten Stich im Herzen. Die Buchstaben des Briefes bohrten sich durch die Umhüllung hindurch in ihre Brust. Sie fühlte das Ende. Mutter, Mutter, hilf! — —

Am andern Morgen stand im Tageblättchen zu lesen:

Eine junge, allgemein beliebte Klavierlehrerin, Fräulein H. K., ist gestern abend das Opfer ihrer Unvorsichtigkeit geworden. Sie scheint sich zu weit über die Brüstung des Wehrs gebeugt und

das Gleichgewicht verloren zu haben. Zwei Männer sahen sie stürzen, waren aber außerstande, Hilfe zu leisten. Die Leiche konnte nur mit Mühe geborgen werden. Der Gedanke an Selbstmord erscheint ausgeschlossen, denn auf der Brust der Verunglückten befand sich ein noch uneröffneter, ganz durchweichter, unleserlich gewordener Brief.